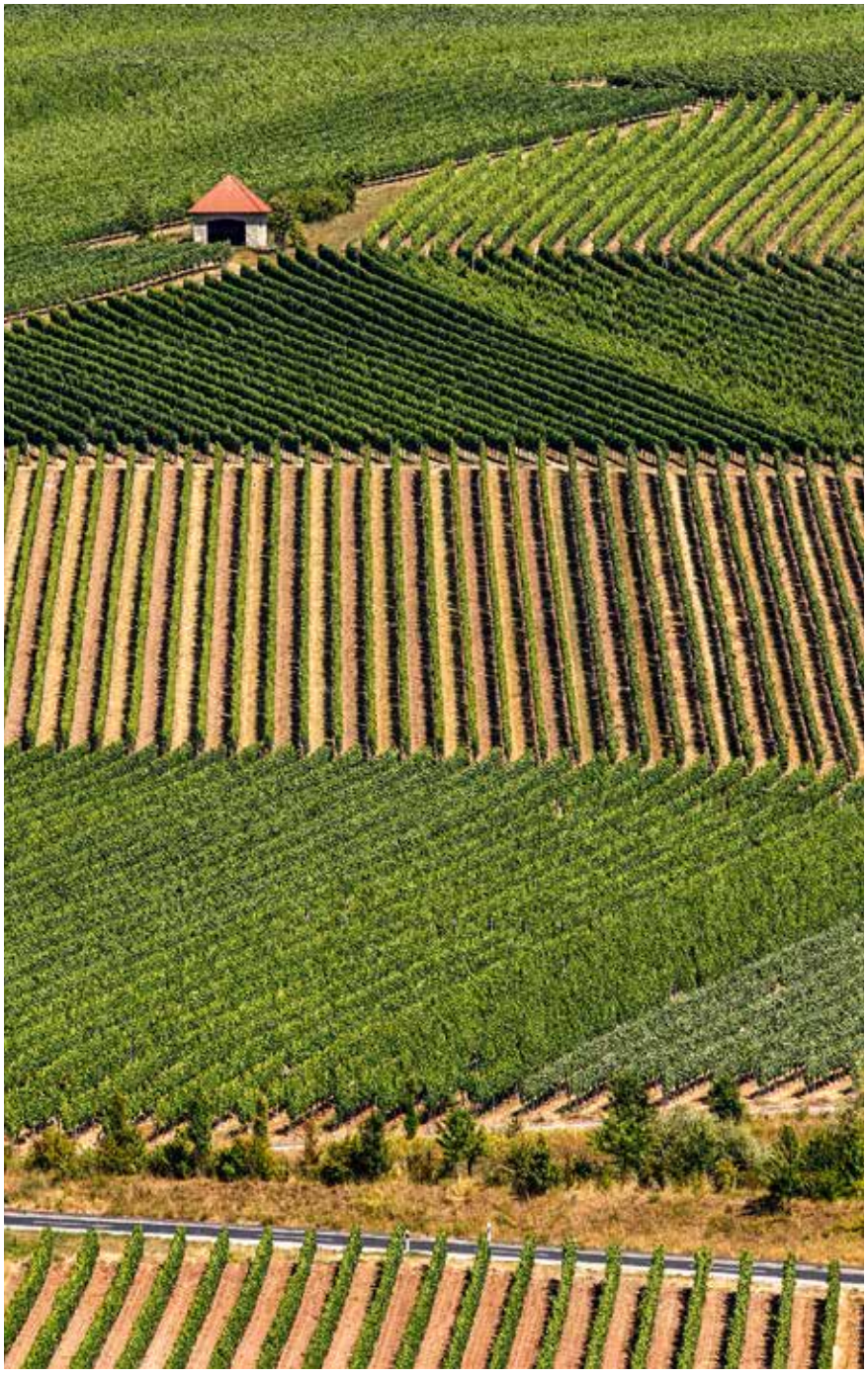
September/Oktober 2020
Jahrgang 69 Nr. 9/10

UNSER BAYERN

BSZ Bayerische Staatszeitung
und Bayerischer Staatsanzeiger



Dem Himmel ein Stück näher

Genüsslich die Wahrheit vom ewigen Leben ergründen: Inspirationen dazu findet man in fränkischen Weingegenden. Beim Wandern ebenso wie bei einem Schoppen in einer Besenwirtschaft gelangt man zu mancher Erkenntnis – und die führt, philosophisch gesehen, zu einem gelingenden Leben. | Seite 3

Abgenabelt vom Internet

Unser noch unerforschtes Bayern: Warten auf die Telekom. | Seite 2

Sprachkreative Unflätigkeiten

Mit Ortsschimpfnamen beweisen die Franken ihre verbale Kampftechnik. | Seite 10

Technischer Musterbetrieb

Teils unter Denkmalschutz: Das einstige Ausbesserungswerk der Reichsbahn in Freimann. | Seite 16

Treck zur Schlachtbank

Ochsenhandel zwischen Ungarn und Bayern: Die Augsburger zahlten am meisten. | Seite 23

Legendärer Durchblick

Erinnerungen einer Studentin an ihre Unizeit mit Wilhelm Conrad Röntgen. | Seite 27

Genialer Glücksgriff

Tiepolo schuf in der Würzburger Residenz ein hochpolitisches Bildprogramm. | Seite 33

Unser noch unerforschtes Bayern

Bernhard Setzwein ist **abgenabelt vom Internet**: weil er umgezogen ist und die Telekom seit Wochen keinen Anschluss hinkriegt

Vor Kurzem hat meine Mutter ihren 90. Geburtstag gefeiert. Geschenkt bekommen hat sie von der Verwandtschaft das, was eine Neunzigjährige heutzutage halt so braucht: einen neuen Laptop. Die Digital Native Generation macht einen großen Fehler, wenn sie uns, die wir noch mit dem Wählscheibentelefon aufgewachsen sind, vorschnell abschreibt. Neulich erzählte mir ein Bekannter, dass sein Sohn vor Jahren, als das mit den SMSen losging, zu ihm sagte, „Papa, lass bleiben, das lernst du nie." All jenen, die solches denken, möchte ich meine Mutter als leuchtendes Beispiel entgegenhalten. In ihrer Jugend hat es nicht einmal ein Wählscheibentelefon gegeben. Und für eine schnelle Kurznachricht war noch die Brieftaube zuständig. Trotzdem ist sie die „Digital Fittest" von uns allen.

Seit Beginn des Corona-Lockdowns hat die Großfamilie sich auf einen wöchentlichen Jour fixe geeinigt, an dem alle, die Zeit haben, sich zu einer Videokonferenz treffen. Und wer hat immer Zeit? Wer ist immer als Erste eingeloggt? Mutter, Oma, Urgroßmutter! Beim ersten Mal war es noch nicht so einfach, sie musste sich ganz alleine zurechtfinden, mit all den Klicks und Symbolen. Zur Seite stehen konnte ihr niemand: striktes Besuchsverbot in der Altenresidenz. Aber sie hat nicht aufgegeben. Sie hat herumprobiert, zum Schluss per Handy gecoacht von einem der Enkel. Schließlich war sie „drin". Und als ihr Gesicht für uns andere endlich auf dem Bildschirm sichtbar wurde, strahlte sie nur und sagte: „Ich bin dabei!"

Umso mehr leidet meine Mutter nun mit mir und ist als angehender Internetjunkie nur mehr entsetzt: Weil ich momentan nicht dabei bin. Oder sagen wir: nur sehr ruckelnd, sporadisch – so, als ob ich vom Mond aus senden würde. Ich bin nämlich umgezogen. In ein etwas abgelegenes Tal im Bayerischen Wald. Mit mir umziehen sollte mein Telekom-Anschluss. Mir wurde sogar eigens ein „persönlicher Umzugsmanager" an die Seite gestellt. Das ist jetzt zwei Monate her. Ich habe immer noch keinen Anschluss – dafür aber jede Menge interessante Erfahrungen gemacht.

Ich bin inzwischen dahintergekommen: Die Telekom ist gar kein Unternehmen zur Bereitstellung von Telekommunikation, sondern ein literarischer Großversuch, der beweist, dass Karl Valentin mit seinem *Buchbinder Wanninger* und Franz Kafka mit *Das Schloss* zweifelsfrei Realitäten beschrieben haben – nämlich die Realität der Telekom. Es begann damit, dass „mein" Umzugsmanager mir einige SMS schickte von einer Nummer aus, die man nicht zurückrufen kann. Wäre ja auch noch schöner, wenn man Kommunikationsunternehmen einfach anrufen könnte. Dafür gibt es Hotlines. Das Wesen der Hotline ist es, sicherzustellen, dass Antragsteller niemals zweimal mit derselben Person sprechen können. Einmal traf ich auf eine Hotline-Dame, die war sehr verständig und hilfsbereit. Sie sagte mir sogar ihren Namen. Beim zweiten Mal wollte ich wieder mit ihr verbunden werden. Weil sie doch schon über meine verzweifelte Lage informiert war. Als ich darum bettelte, man möge mich mit ihr verbinden, wurde ich geschurigelt, als ob ich gerade einen unsittlichen Antrag gemacht hätte. „Sie müssen schon mit mir vorliebnehmen", sagte eine Stimme mit Arktis-Kältegrad. Ich hab mein Anliegen dann noch mal geschildert. Passiert ist eh wieder nichts. Nach eineinhalb Monaten Wartezeit kam endlich ein Techniker. Dieser sah sich alles an – und fuhr unverrichteter Dinge wieder davon. Die Leitung, die ein Subunternehmen bis ans Haus heran, aber leider nicht ins Haus hineinverlegt hatte, entsprach nicht seiner Vorstellung von einer Schnittstelle. Und deshalb heißt es bei mir nach wie vor: Kein Anschluss unter dieser Nummer. Eins ist dann doch noch gekommen: Die monatliche Rechnungsgebühr für einen Anschluss, den ich gar nicht besitze. Man behaupte also nicht, die Telekom sei untätig. Eines ist auf alle Fälle mit umgezogen: meine Rechnungsanschrift. Der Anschluss folgt hoffentlich doch noch eines Tages.

UNSER BAYERN
Zweimonatliche Beilage der Bayerischen Staatszeitung
Herausgeber:
Verlag Bayerische Staatszeitung GmbH,
Arnulfstraße 122, 80636 München
Redaktion:
Karin Dütsch (V.i.S.d.P.)
Druckvorstufe:
PMS Print- und Medienservicegesellschaft mbH, Penzberg
Druck: Vogel Druck und Medienservice GmbH, Würzburg

Unser Bayern wird gedruckt auf mit dem blauen Umweltengel zertifiziertem Papier aus 100 % Altpapier

Dem Himmel ein Stück näher

Genüsslich die Wahrheit vom ewigen Leben ergründen: Inspirationen dazu findet man in fränkischen Weingegenden

War die Erkenntnis der Wirklichkeit, die Suche nach Wahrheit das vorrangige Ziel der Philosophie seit ihrem Anfang im antiken Griechenland? Oder war es nicht eher die Eudämonie, die Lehre vom gelingenden Leben? Vielleicht sollte man beides gar nicht trennen. Zum einen trägt Erkenntnis zum gelingenden Leben bei, zum anderen vermischen sich im allgemeinen Denken und Fühlen sowieso die Sphären: Man empfindet die Einsicht in Wirklichkeit und Wahrheit als etwas Beglückendes, sie kann geradezu mit Lustgefühlen verbunden sein – und dadurch das Leben gelingen lassen.

Freilich kann die Einsicht in Wahrheit, was immer das sein mag, auch dunkle Gedanken heraufbeschwören, wie etwa bei Heinrich von Kleist: „Die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war“, schrieb er 1811 vor seinem Selbstmord in Berlin. Elf Jahre zuvor hatte er sich zu helfen versucht, indem er eine Herbstreise nach Würzburg unternahm und dort unter anderem das Juliusspital aufsuchte. Konnte er dort der frohen Atmosphäre der Weinernte entgehen, die überall

Landart am Main

Die Wege und Winkel in der Gestaltung der Weinhänge bewirken eine geradezu künstlerische Farben- und Formensprache bei Nordheim am Main (Titelseite). Auf den Ort fällt auch der Blick über das herbstliche Weinlaub (oben). Der Bogen des Flusses scheint die Rundungen eines Weinglases zu imitieren.

FOTOS: SZPHOTO/MARTIN SIEPMANN/ANDREAS VITTING

Das Portal zum Staatlichen Hofkeller Würzburg, einem der ältesten Weingüter der Welt, führt ins repräsentative ehemalige Rosenbachpalais am Residenzplatz. Die monströsen historischen Weinfässer (rechte Seite) kann man im Rahmen einer Führung besichtigen. Edle Tropfen (links) werden in einer Schatzkammer aufbewahrt.

FOTOS: DPA/KARL-JOSEF HILDENBRAND

in der Luft lag? Die damals wie heute Stadt und Land in eine gewisse heitere Aufregung versetzt, Männer und Frauen sich lachend auf der Alten Mainbrücke versammeln lässt, um Wein zu genießen, zu scherzen, zu träumen und – das Leben gelingen zu lassen? Wohl kaum.

Schon immer philosophierte man nicht nur im Würzburger Juliusspital, das auf die reichen Weingut-Stiftungen des Julius Echter von Mespelbrunn aus dem Jahre 1576 zurückgeht, über die heilende Wirkung des kühlen Weins, in dem man die Wahrheit vermutete, besonders an sonnigen Tagen. Auch in Aschaffenburg etwa ließ Bayerns König Ludwig I. über einem Weinberg am Main ein römisch-antikes Haus nachbauen, und die umgebenden Gärten mit ihren Wandelgängen laden noch die Besucher*innen der Gegenwart zum heiteren Philosophieren über die Wahrheit und eine ideale Welt ein. Denn um das Pompejanum genannte Haus „sollte eine mediterrane Ideallandschaft entstehen“, schreibt die heutige Eigentümerin, die Bayerische Schlösserverwaltung. „Wärmeliebende Gehölze wie Feigen, Araukarien, Mandelbäume, Wein, Säulenpappeln und Kiefern prägen zum Großteil noch heute das Bild dieses südländisch anmutenden Gartens.“ Ein Genuss und Erkenntnis förderndes Lehrbuch ist also dieser Park, der Räume und Zeiten verbindet.

IM GOTTESGARTEN. Südländisch anmutende, inspirierende Weingärten legte man häufig entlang des Mains an. „Gottesgarten am Obermain“ nennt man die Kulturlandschaft zwischen Vierzehnheiligen und Schloss Banz. Am Südhang des nahen Staffelbergs gedeihen bis in unsere Tage Weinreben, und mit der Basilika von Vierzehnheiligen wuchs vor 250 Jahren dieses geradezu seligmachende fränkische Barock und Rokoko, das seinen zweiten Höhepunkt in der Würzburger Residenz findet. Beides sind die wohl bedeutendsten Schöpfungen von Balthasar Neumann um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Bevor wir nach Würzburg kommen, lassen wir uns in Bamberg inspirieren. Dort steht mitten in der Regnitz, einem Nebenfluss des Mains, das Alte Rathaus mit einem zentralen Bau im Rokoko-Schmuck. Nebenan, ein paar Schritte weiter, öffnet sich der Blick auf die Terrassengärten des Klosters Michaelsberg. Auf einem der drei Hänge der Abtei, der seit alter Zeit mit dem rätselhaften Namen „Kammerrathen“ bezeichnet wird, baut man den Wein an, der in den Stiftsläden der Stadt zu erwerben ist. Darüber erhebt sich eine Orangerie, hinter ihr folgen die schlossartigen Seitenflügel der Klosteranlage, die wiederum das prächtige Schiff der Klosterkirche überragt – ein Anblick von Weltmaßstab, ein wesentlicher Bestandteil des Unesco-Weltkulturerbes Bamberg. Die Michelsberger Terrassen mit ihren Pavillons laden zu Freude spendenden Spaziergängen ein, bis man unten in einer Gaststätte mit dem seltenen Namen „Pelikan“ endet, deren Innenhof ein einziger riesiger Weinstock beschirmt.

POESIE DER VERWILDERUNG. Zur Wahrheit gehört allerdings, dass das mehr oder weniger zusammenhängende fränkische Weinanbaugebiet erst weiter westlich bei Unterhaid beginnt. Was gilt jedoch eine solche Wahrheit? Viel inspirierender ist die Poesie der aufgelassenen und verwilderten Weinberge bei Oberhaid, die unter besonderem Naturschutz stehen und die altgriechische Lyrikerin Sappho zu Reimen wunderbarer Schönheit verlockt hätten: „Göttin der Liebe … mische mit Nektar den Wein und schenke uns himmlische Freude ein.“ Was ist Schönheit? Vielleicht, wenn etwas altert und nicht an Ausdruck verliert, so wie manche Verse und Weine.

Größere Weinberge breiten sich zwischen Steinbach und Zeil am Main aus, Flächen fast schon fürstbischöflich-würzburgischen Ausmaßes. Man besuche die Gegend an einem frühen Sommer-

sonntagmorgen, wenn die Autobahn noch nicht rauscht. Eine steinerne Winzertreppe führt von den oberen, in Mauern gefassten Weingärten herab. Das fischgrätig angelegte Gemäuer steht unter Denkmalschutz. An den Kreuzungen der hangparallelen Weinbergwege mit der Winzertreppe bewegt man sich mehr zwischen Steinwänden als zwischen Erde und Reben. Es ist wie in Südfrankreich oder Griechenland, es duftet nach Nadelholz, die Vögel sind gerade erwacht, Grillen stimmen ihr Konzert an, Eidechsen flitzen weg – alles träumt in einem „Jetzt" des Abenteuers mit der Phantasie, wie Karl Heinz Bohrer sagen würde.

Das ganze System von Winzertreppen und Weinbergwegen hat man „Abt-Degen-Steig" genannt, nach dem berühmten Zisterzienserabt Alberich Degen, der im 17. Jahrhundert die heute als typisch fränkisch empfundene Silvanerrebe aus Österreich in Franken eingeführt haben soll. Sein Grab befindet sich in der Ebracher Klosterkirche. Auch am Genfer See, zwischen Lausanne und Vevey, haben Zisterzienser am Weinbau mitgewirkt. Die dortigen Weinberg-Terrassen zählen seit 2007 zum Unesco-Weltkulturerbe.

Ein Theologe vermutete einmal, dass sich das ewige Leben in einem ganz kurzen Moment vollziehen könne. Wer daran nicht glaubt, der trinke einen „Randersackerer Ewig Leben" aus den Weinbergen südlich von Würzburg oder gehe ins „Bullenheimer Paradies" bei Ochsenfurt und genieße die zeitlosen, oft großartigen Kunstdenkmäler, welche die fränkischen Main- und Weinlande außergewöhnlich oft begleiten. Da kann sich einem die Wahrheit vom ewigen Leben in einem kurzen Moment erweisen.

Gerade von der erwähnten Winzertreppe aus erkennen wir auf der gegenüberliegenden Mainseite erneut ein Werk Balthasar Neumanns: die Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung von Limbach. Sie ist außen eher einfach gegliedert, an den Altären aber mit berauschendem Rokoko umkleidet. Ein Bildstock, ein Gnadenbrünnlein, eine Zisterne und eine alte Linde assistieren dieser weiß strahlenden „Himmelspforte".

Auch abseits des Mains gibt es in Franken jene inspirierenden Kombinationen von Baudenkmälern mit Weinbergen: Bei Burg Hoheneck im Aischgrund und Schloss Saaleck bei Hammelburg spielt das Grün der Weinblätter mit dem Braun mittelalterlicher Mauern unter weißblauem Himmelslicht. Im Herbst kommen die Facetten von Rot, Orange und Gelb hinzu, die selbst bei grauem Himmel zu strahlen scheinen. Dann halte man einen klassischen fränkischen Römer, ein Weinglas mit Ringen am Griff, ins Licht, stoße in fröhlicher Runde an, vielleicht auf der Burg Saaleck – und die Augen der Freundinnen und Freunde beginnen selig zu glänzen. Die Weinberge bei Saaleck und Hammelburg sind womöglich die ältesten in Franken, nämlich schon im Jahre 777 urkundlich bezeugt.

GLÜCKLICH AN BESENTAGEN. Südlich von Maria Limbach liegt die Burgruine Ebersberg. Über einladende Weinberge blickt man von dort weit ins Maintal und in den Steigerwald, der dort von Gesetzes wegen naturbelassen bleiben soll. Naturnah wird unterhalb der Ruine Wein angebaut: Der Riesling etwa, der in der Weinstube von Nico Scholtens in Fatschenbrunn ausgeschenkt wird. Er ist ökologisch rein und enthält kaum Restsü-

Alljährlich wird in Aschaffenburg ein „Pompejaner“ gekeltert. Zwischen 1840 und 1848 ließ sich König Ludwig I. von Friedrich von Gärtner das Pompejanum über einem Weinberg am Main errichten und von Künstlern ausstatten, als ideale Nachbildung eines pompejanischen Wohnhauses. Im Hintergrund Schloss Johannisburg, die ehemalige Residenz der Mainzer Fürstbischöfe und Kurfürsten.
Unten: Seit einigen Jahren wird der historische Weinberg unterhalb des Klosters Michaelsberg in Bamberg wieder bewirtschaftet.
FOTOS: STADT- UND STIFTSARCHIV ASCHAFFENBURG/ADALBERT HOCK-1930ER-SLGSTADELMANN-SSAA, ULRIKE KLOTZ, ANDREAS REUSS

ße. Die originelle Weinstube Nicos wird ein wenig im Stil einer „Besenwirtschaft“ betrieben, das heißt, sie ist ausschließlich samstags und sonntags geöffnet, und es werden nur kleinere Speisen gereicht. Ein Besen wird allerdings nicht – wie woanders in Franken üblich – zum Zeichen der Öffnung ausgehängt. Mit am besten schmeckt hier das Käsefondue – doch Vorsicht: Man bemerkt kaum den darin enthaltenen hochprozentigen Geist. Er beschwipst zwar nicht, macht aber irgendwie glücklich. An anderen Orten werden die Gäste an „Besentagen“ einfach mit in eine Wohnung genommen.

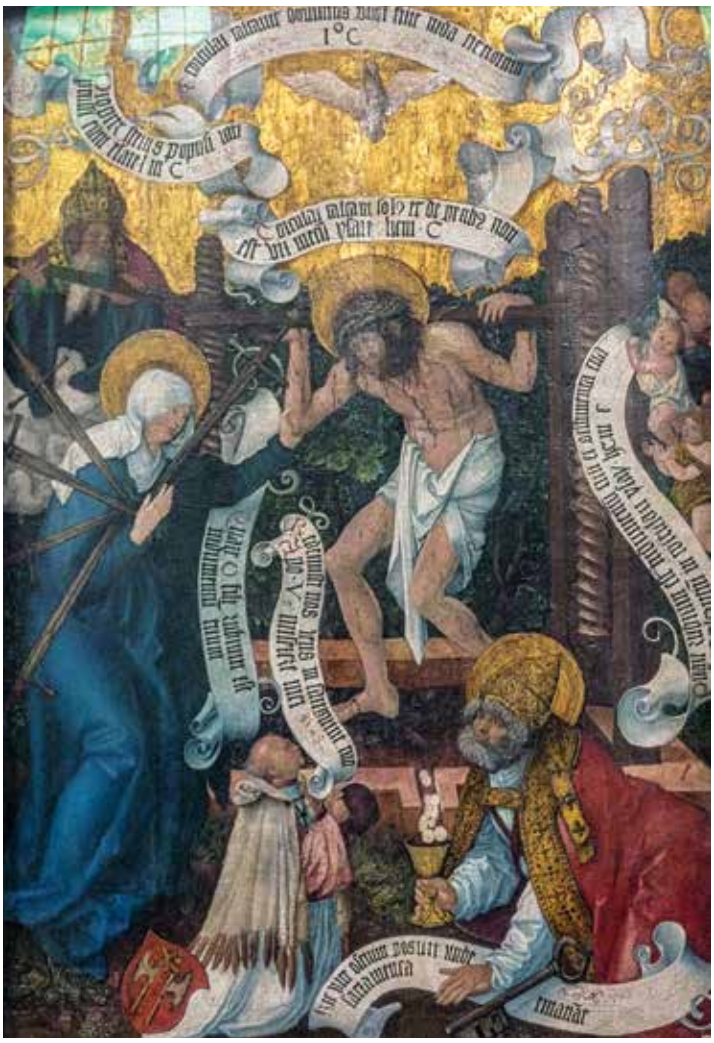
BERAUSCHENDER KUNSTGENUSS. Wahrhaft berauschend ist die Vielzahl der Kunstwerke in den Weinorten flussabwärts, etwa in Zeil, Haßfurt, Schweinfurt oder Wipfeld. Ein Gipfelpunkt sondergleichen inspiriert uns freilich bei Volkach; denn „Maria im Weingarten“ ist nicht nur einer der zahlreichen, von frommen Kunstliebhaber*innen verehrten Bildstöcke. Mitten in den sogenannten Wingerts, den Weingärten, erhebt sich eine spätgotische Kirche. Im Innern schwebt unter dem Chorbogen wie zwischen Himmel und Erde die von Tilman Riemenschneider geschnitzte „Madonna im Rosenkranz“ aus den Jahren um 1524. Sie passt sehr gut in diese Kirche, weil Rosen häufig Weinberge umkränzen. Maria im Weingarten erinnert an das Grab des Rosenliebhabers Rainer Maria Rilke an einer Kapelle über dem Rhonetal, die von Weinbergen nicht weit entfernt liegt. „Rose, o reiner Widerspruch“, beginnt sein Lobpreis an den kleinen Rosenkelch, der nach des Poeten Wahrheit die Strahlen des ganzen Universums empfängt. Ein Widerspruch, den wir von einem gut gefüllten Weinglas zu kennen glauben.

In vielen Weinorten eröffnen sich malerische Perspektiven, zum Beispiel (von oben) an der Schulgasse in Sulzfeld mit einem markanten Wohnhaus aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Von der Astheimer Straße in Escherndorf aus sieht man die Vogelsburg über den Weinbergen liegen. Unterhalb der Stadtmauern von Rothenburg liegen die historischen Weinberge an der Weinsteige über dem Taubertal; das Steinquadermauerwerk der Hangbefestigung aus dem 16. bis 18. Jahrhundert steht unter Denkmalschutz. Die Hauptstraße von Klingenberg wird malerisch abgeschlossen vom Brunntorturm mit einem gotischen Unterbau aus dem 15. Jahrhundert. FOTOS: SZPHOTO/MARTIN SIEPMANN, ANDREAS REUSS, DPA/DANIEL KALKER

Wer sich Zeit genommen hat, um in Maria im Weingarten einen Rosenkranz zu beten, dem werden vielleicht im Nachhinein manche Sünden vergeben – etwa die allzu schnelle Weiterfahrt nach Sommerhausen. Welche Raritäten dürfen wir auf dem Weg dorthin nicht versäumen? Balthasar Neumanns Kirche in Gaibach sollte man beachten, wo sich auf dem Hochaltargemälde direkt unter der Heiligen Dreifaltigkeit die Schönborn'sche Familie versammelt, um deren Gnadenstrahlen unmittelbar zu empfangen. Im Vergleich viel bescheidener nähert sich die Pesaro-Familie auf dem Tizian-Gemälde in der venezianischen Frari-Kirche nur auf Stufen einer Madonna mit dem Jesuskind. In Franken ist man dem Himmel wohl doch näher.

Zumindest einige Höhenmeter näher ist man der höchsten Glückseligkeit auf der Vogelsburg über der Mainschleife, mit herrlichen Ausblicken auf Escherndorf, Sommerach, Nordheim, die Hallburg und Astheim. Aus der Ferne grüßt der Schwanberg mit den Weinorten Castell und Iphofen herüber. In Dettelbach mainabwärts steht in der Falterstraße in einem Gewölbe der Kirchenzinne eine Weinkelter von 1728. Noch älter, aus dem Jahr um 1510 und von hoher Ausdruckskraft, ist das berühmte Gemälde „Christus in der Kelter" in der Kapelle des Schwanenritterordens in Ansbach. Der Erlöser vollendet die Heilsgeschichte ähnlich wie bei Ignatius von Antiochien beschrieben: „Brotkorn Gottes bin ich, und durch die Zähne der Tiere werde ich gemahlen, damit ich als reines Brot Christi erfunden werde." Dementsprechend kommt Hostienbrot aus der Christus-Kelter in Ansbach und wird von einem Kelch aufgefangen.

Extrem große Weintrauben tragen die zurückgekehrten Kundschafter aus dem Alten Testament, dargestellt im Rieter-Fenster von Sankt Lorenz in Nürnberg aus der Zeit um 1480. Ähnlich groß dürften die Trauben sein, die alljährlich am Main geerntet werden, zum Beispiel bei Sommerhausen. Der Ort ist ein Symbol des Zusammenklangs



In der Schwanenritterordenskapelle der Ansbacher Stadtpfarrkirche Sankt Gumbertus finden wir einen „Christus in der Kelter“ (oben) und in Sankt Lorenz in Nürnberg ein Glasfenster mit dem Kundschafter Josue, der übergroße Trauben bringt.

FOTOS: HOLGER G. LANG, ANDREAS REUSS

von alten Stadtmauern und Türmchen mit Wein und Main in Spitzwegscher Manier, wie man es in den Spitzweg-Sammlungen in Schweinfurt studieren kann. Im Torturm von Sommerhausen wird seit Jahrzehnten bestes Theater in engsten Räumen gespielt, ähnlich wie in Schloss Maßbach nördlich von Schweinfurt.

Inbegriff des lyrischen Spiels des Mittelalters ist Walther von der Vogelweide, von dem man sagt, er sei in der Stollburg bei Handthal oberhalb von Weinbergen geboren und im Lusamgärtlein in Würzburg begraben worden. Wahrheit? „Tandaradei …“, sang er. Orte der Inspiration sind das allemal.

Ab Würzburg können wir die Mainfahrt per Schiff fortsetzen und den Wein genießen, ohne auf den Straßenverkehr achten zu müssen. Ein Ziel erster Klasse ist nach etwa einer Dreiviertelstunde Veitshöchheims Balthasar-Neumann-Schloss in einem Rokokopark. 1806 bis 1814 bewohnte es in den Sommermonaten Großherzog Ferdinand III. von Toskana. Der fränkische Wein war dem italienischen sicher ebenbürtig.

Nach einigen Mainschleifen durch die Wälder des Spessarts fesselt uns die Altstadt von Wertheim an der Mündung der Tauber. Am Oberlauf der Tauber liegt Rothenburg, das man unbedingt vom Flusstal aus besichtigen sollte, um sich für die historischen Weinberge unter den Stadtmauern erwärmen zu können. An der Weinsteige liegt die Kapelle Unsere Liebe Frau zu Kobolzell mit ihren gotischen Fensterrosetten, benannt nach einem ehemaligen Fischerdörfchen. Gnadenbild ist eine Maria mit Kind um 1450, die eine goldene Weltkugel hält. Welche Wunder der Wandlung und Heilung wurden hier schon gewirkt? Auch Sibylle Lewitscharoff, eine begnadete Schriftstellerin der Gegenwart, greift in ihrem Roman *Das Pfingstwunder* wieder zum Ausdruck des Wunders, weil ihrer Hauptfigur in Wahrheit nicht mehr zu helfen war.

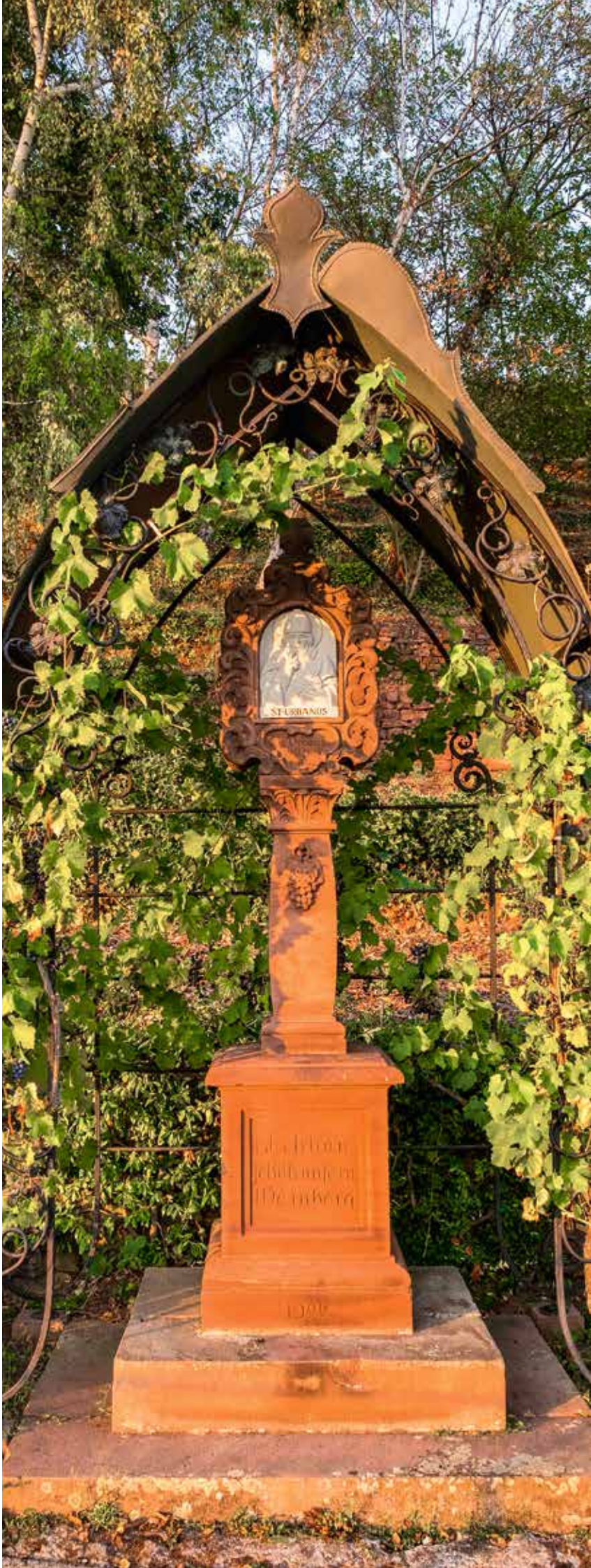
Es scheint, als weise uns das Jesuskind der Lieben Frau von Kobolzell mit seinem deutenden Finger wieder zurück an den Main, nach Miltenberg. Dort können wir im Weinhaus am Alten Markt, im Erker bei einem Glas Wein, Wolfram von Eschenbachs *Parzival* lesen. Manche Forscher*innen wollten in der 15 Kilometer südlich gelegenen Ruine Wildenberg die Gralsburg identifiziert haben. Handelte es sich bei dem Gral vielleicht um einen Weinkelch? „Ôwê muoter, waz ist got?“, fragte Parzival, der bei der ersten Begegnung mit seinem Oheim das Fragen nach dessen Wohlbefinden versäumt hat.

Weiter nördlich thront die Clingenburg wie eine Gralsburg über dem Ort Klingenberg mit seinen Weinbergen und malerischen Altstadtgassen. Die Einblicke in die pittoresken Winkel und die Einkehr in die eine oder andere Weinstube veranlassen eine richtiggehende Feier des Lebens, im sonnigen Weinherbst eine „Hochzeit des Lichts“, wie Albert Camus sagen würde. Solche Winkel gibt es freilich in vielen Weinorten am Main, in Marktbreit wurde sogar ein „Museum Malerwinkelhaus“ eingerichtet. Gern gemalt haben die Künstler auch die Winkel in Sulzfeld, Frickenhausen und Winterhausen. Sehr beliebt wurden die an den dunklen Lamperien der gemütlichen Weinstuben aufgehängten Holzschnitte von Richard Rother.

TRAUERN BEI BROT UND WEIN. Eine Variante der Feier einer Hochzeit ist die Trauerfeier. Um eine solche zu gestalten, hat Tilman Riemenschneider in Großostheims Pfarrkirche 1515 eine „Beweinung Christi“ geschnitzt. Sie erinnert an den Roman *Marias Testament* von Colm Tóibín, der 2013 erschienen ist. Hier wie dort ahnt man, dass die unendlich leidende Gottesmutter gar nicht glauben kann, dass sich die Geschichte ihres Sohnes so furchtbar entwickeln musste. Aber sein Opfer erscheint nicht sinnlos: Es ermöglichte die immerwährende Feier aller Menschen mit Brot und Wein, an einem Tisch mit der Heiligen Familie. Die hohe künstlerische Ausdruckskraft Riemenschneiders wie Tóibíns verweist auf diese Wahrheit, auch wenn die Blicke aller Figuren in Großostheim bedrückt nach unten gerichtet sind wie der grübelnde, melancholische Blick des Walther von der Vogelweide auf dem Würzburger Frankoniabrunnen. Er sinniert dort über die Probleme des Deutschen Reichs.

Jahrhunderte später führte einmal der Berliner Schriftsteller Sebastian Haffner das Aufkommen des Nationalsozialismus und den Beginn des Zweiten Weltkriegs auf die Unfähigkeit zu feiern zurück. Und der lange Zeit in Frankfurt am Main lehrende Alexander Mitscherlich sprach zusammen mit seiner Frau Margarete bei den Deutschen von einer „Unfähigkeit zu trauern“. Die Wahrheit ist, dass uns in den Weinstuben der Spitäler zum Heiligen Geist, in den philosophischen Gärten zwischen Vierzehnheiligen und Aschaffenburg und mit den großartigen Kunstwerken in Mainfranken eigentlich immer schon zu helfen war.

Andreas Reuß



Die Weinberge Frankens sind mit zahlreichen Bildstöcken geschmückt. Wie hier in Klingenberg am Main stellen viele davon den heiligen Urbanus von Langres dar, der sich einst vor Verfolgern hinter einem Rebstock versteckt haben soll. Er wird als Schutzpatron der Winzer verehrt. FOTO: SZPHOTO/MARTIN SIEPMANN

Sprachkreative Unflätigkeiten

Über Speckbayern und Staffelbrunser: Was Ortsnamen über die verbale Kampftechnik der Franken verraten

Rutzendorf, 27. Juli 1685. An diesem Tag wird der ansonsten so verschlafene, wenige Häuser umfassende Ort im Umland von Ansbach keine Ruhe finden. Denn als man sich zum Abendbrot zusammensetzt, ist der elfjährige Hütebub Michael Zehnder noch immer nicht nach Hause gekommen. Es wird in diesem Sommer nicht das letzte Mal sein, dass sich Bauern und Knechte in der Dunkelheit auf die Suche nach einem der Ihren machen müssen. Und auch nicht, dass man nur Teile der Leiche finden wird. Als zwei Monate später, am 23. September, wenige Kilometer südlich, in Leidendorf, der sechsjährige Matthias vermisst wird, hat ihn der Wolf – man weiß zu diesem Zeitpunkt bereits, dass es immer dasselbe Tier ist – bis auf den Kopf und ein Händchen aufgefressen.

Die Miltenberger werden gerne spöttisch Staffelbrunser genannt. Der Fremdenverkehrsverein drehte den Spieß um und ließ selbstbewusst kokettierend einen entsprechenden Brunnen erstellen. Die Figuren schuf Helmut Kunkel. FOTO: MARTIN DROSCHKE

Die berühmte, bis ins kleinste Detail dokumentierte Geschichte des Werwolfs von Ansbach gilt in der Heimatforschung nicht nur als der fränkische Präzedenzfall für die ins Psychotische übersteigerten Auswüchse des Aberglaubens, sondern griff im Nachgang der katholischen Gegenreformation auch auf die protestantischen Gebiete über.

Die Vorkommnisse des Jahres 1685 bilden zugleich den realen Hintergrund für das Musterbeispiel der in Franken weit verbreiteten Tradition, sich als Individuum oder als eng eingegrenzte Gemeinschaft mit einer bewusst verletzenden, sprachkreativen Höchstleistung von „den anderen“ abzugrenzen. Bis heute gehören in Franken die sogenannten Ortsschimpfnamen so selbstverständlich zur Alltagskultur, wie man dort sein Bier nicht aus einem Krug, sondern aus Seidla trinkt.

ERSATZ FÜRS PRÜGELN. Außenstehenden vermitteln sich der Sinn und die Wirkmechanismen dieses einzigartigen, von der Forschung kaum beachteten Alltagsbrauchs am schnellsten, wenn man ihn als wortkarges Pendant zum Gstanzl-Singen interpretiert, der für Oberbayern typischen, ritualisierten und verfeinerten Ersatzhandlung für eine Prügelei, bei der die Kontrahenten wie bei einem modernen Battle-Rap statt mit Fäusten mit Reimen aufeinander losgehen. Da es der Franke nicht so mit dem Sprechen hat, seine Stärken nach innen gerichtet sind, im Grübeln, im Analysieren des Gegenübers liegen, folgt bei ihm die kultivierte Alternative zum körperlichen Schlagabtausch der Strategie, zunächst die Schwachstelle, den wunden Punkt des Kontrahenten auszumachen und anschließend aus der sicheren Deckung heraus mit nur einem einzigen Wort einen Lucky Punch zu setzen. Auch wenn man es in München und drumherum nicht gerne hören wird: Die schmerzhafte Präzision, mit der das Musterbeispiel Ansbach einen wunden Punkt

anvisiert, und überhaupt die kreative Fähigkeit des Franken, selbst die komplexesten, verworrensten und verknotetsten realen Hintergründe zu diesem einen einzigen „Schlag"-Wort zu verdichten, ist eine intellektuelle Leistung, die sogar die legendäre Wortakkrobatik der Oberbayern in den Schatten stellt.

Nachdem man den Wolf am 9. Oktober 1685 endlich zur Strecke gebracht hatte, steckte man das „Untier" in Menschenkleider, setzte ihm eine Perücke auf und machte ihm den Prozess. Man verurteilte den Kadaver zum Tod durch den Strang, der leblose Körper des Tiers wurde noch am selben Tag auf dem Ansbacher Richtplatz gehängt. Das erklärt noch immer – nur zum Teil –, weshalb die Bewohner der mittelfränkischen Residenzstadt bis heute als „Wolfshenker" verspottet werden.

Während sich zum Beispiel die Dinkelsbühler den Spottnamen „Blausieder" gefallen lassen müssen, die Schillingsfürster die „Igelfresser" sind, die Forchheimer die „Mauerscheißer" und die Einwohner des einstmals überdurchschnittlich reichen Ebermannstadt, des Tors zur Frankischen Schweiz, die „Hungerleider".

Was noch fehlt im Ansbacher Fall, ist die Vorgeschichte. Für das dortige Gericht bestand kein Zweifel, dass es sich bei dem Wolf in Wirklichkeit um einen ein Jahr zuvor verstorbenen Mitbürger handelte. Jener Michael Leicht, ein verhasster Stadtrat, hatte Geld aus der Armenkasse unterschlagen. Schon bei seiner Beerdigung war man sich deshalb sicher, dass ihm die Gnade der Erlösung verwehrt bleiben würde, er dazu verdammt war, als Untoter – als Werwolf – unter den Lebenden umherzugehen.

DIE TRADITION LEBT FORT. Für beinahe jede ihrer Städte und jedes noch so kleine Dorf haben die Franken einen tief verletzenden Ortsschimpfnamen entwickelt. Für die meisten Orte wurden gleich mehrere verbale Schmähungen in Umlauf gebracht. Dies belegen die beiden einzigen Forschungsprojekte, die sich der bösen Tradition mit einer wissenschaftlichen Herangehensweise genähert haben. Bei der größeren der beiden Studien, die der Linguist Erich Straßner in den 1960er-Jahren an der Universität Erlangen gestartet hatte, die aber 1972 durch seine Berufung an die Universität Tübingen vorzeitig abgebrochen wurde, trug sein Team über 3000 solcher Beleidigungen zusammen. Fünf Jahrzehnte später bewies das Unterfränkische Dialektinstitut an der Universität Würzburg mit einer aufwendigen Erhebung, dass die böse Tradition zumindest in ihrem Zuständigkeitsbereich nach wie vor quicklebendig ist. Inwieweit sich die Gesamtzahl der in der Bevölkerung präsenten Ortsschimpfnamen in der Zwischenzeit verändert hat, lässt sich aufgrund ihrer regionalen Eingrenzung nicht aus der Untersuchung herauslesen. Da bis in unsere Tage aber immer wieder neue Verballhornungen auftauchen, dürfte sie in etwa konstant geblieben sein.

Als „Mauerscheißer" werden die Forchheimer verspottet. Der Sage nach haben die Stadtbewohner im 30-jährigen Krieg bei einer Belagerung durch die Schweden ihr Geschäft über die Stadtmauer erledigt, um zu demonstrieren, dass sie alles andere als ausgehungert sind – worauf die Schweden abzogen. Die Schnitzfigur am Forchheimer Rathaus nimmt allerdings nicht darauf Bezug; den nackten Hintern zu zeigen galt im Mittelalter als Abwehrzauber gegen das Böse. FOTO: MARTIN DROSCHKE

So verlor zum Beispiel im Zug der Ökumene die Wortschöpfung „Brockenfresser", die entlang der konfessionellen Grenzen für zahlreiche evangelische Orte stand, ihre Schlagkraft – und verschwand. Die katholischen Nachbarn hatten sie geprägt, weil sie sich das Brotbrechen, die Kelchkommunion des reformierten Abendmahls, beim besten Willen nicht vorstellen konnten.

Zum Ausgleich wurden die „Seeräuber" für Bad Staffelstein und die „Kahlfresser" für Nürnberg neu in den Duden der fränkischen Unflätigkeiten aufgenommen. Ersteres spielt auf ein Vergabeverfahren von 1961 zum Kiesabbau und der anschließenden Renaturierung der Baggerseen im oberen Maintal an, bei dem eigentlich ausgemacht war, dass das benachbarte Städtchen Lichtenfels den Zuschlag bekommen sollte. „Kahlfresser" ist die verbale Rache der Fränkischen Schweiz für den Geiz der Nürnberger Wochen-

Service

Für den Beitrag in *UNSER BAYERN* hat Martin Droschke Beispiele aus seinem Buch *Von Hundefressern und Zwiebeltretern* vorgestellt. Das Buch erschien im Emons: Verlag, Köln, 224 Seiten, 14,95 Euro, ISBN 978-3-7408-0546-3.

Residenzler werden die Coburger genannt, weil sie sich durch ihr Herzoghaus Sachsen-Coburg und Gotha für etwas Besonderes halten. Dieses Herzoghaus war im 19. Jahrhundert allerdings unbedeutend. Das hatte aber den Vorteil, dass es die internationale Bündnispolitik nicht gefährdete, wenn ein Sprössling einer Königsfamilie jemanden aus diesem Coburger Adelshaus heiratete. Berühmtestes Beispiel: Albert, der Gatte der britischen Königin Victoria. In Coburg gibt es mehrere Unternehmen, die das Wappen eines königlichen Hoflieferanten – und zwar des britischen Königshauses – erhalten haben, hier die Bäckerei Feyler.
Auch Mohrenkopf ist ein Spottname der Coburger, die Variante Mohrenwäscher müssen sich die Bayreuther gefallen lassen: Sie sollen einst durch Abwaschen getestet haben, ob der dunkle Teint eines Gastes nicht doch nur aufgemalt war. FOTOS: MARTIN DROSCHKE

endausflügler, für ihren Kult um jene Wirtshäuser, die ihnen die billigsten und überbordendsten Brotzeitteller auftischen. Ganz aktuell: Fränkische Toskana, ein gerade einmal 15 Jahre alter Kunstname des Regionalmarketings für das Hügelland östlich von Bamberg, der gerade zunehmend vom Volksmund gekapert wird, um gegen die Umwandlung des Bauernlands in einen identitätsfreien, wohlstandsliberalen Speckgürtel zu sticheln, der von Einfamilienhäusern im pseudoitalienischen Einheitsstil geprägt wird.

RITUALISIERTE ATTACKE. Überhaupt bietet das Umland von Bamberg, in dem die Menschen noch beharrlicher als in den anderen fränkischen Regionen an ihren alten Traditionen festhalten, die besten Gelegenheiten, dem Wirkmechanismus der eigenwilligen sprachstrategischen Kampftechnik nachzuspüren. Hierzu muss man lediglich einen der Keller, der traditionellen Biergärten, aufsuchen. Der Franke sitzt nicht gerne mit Menschen am selben Tisch, die er nicht kennt. Wenn es voll wird, muss er aber. Demjenigen, der im Ort zu Hause ist, gebürt das Recht, die Initiative zu ergreifen. Die ritualisierte Attacke beginnt damit, dass er Interesse an einem Gespräch vortäuscht und die Frage stellt, wo man denn herkomme. Als unbedarfter, aber höflicher Mensch antwortet man wahrheitsgemäß zum Beispiel: „Aus Coburg." Es folgt der Ortsschimpfname: „Aha, bist a Mohrenkopf!" – ein verbaler Faustschlag, der das Gespräch definitiv beendet und einen zweiten Anlauf von vorneherein ausschließt.

Sofern er mit den ungeschriebenen Gesetzen der Ortsschimpfnamen vertraut ist, weiß der Coburger, dass sein Tischnachbar nur seine Ruhe haben will, ihn aber eigentlich recht sympathisch findet. „Mohrenkopf" ist wertneutral, gibt lediglich das Bildmotiv aus dem Coburger Wappen wieder, den Heiligen Mauritius. Der zweite Coburger Ortsschimpfname, „Residenzler", hätte Antipathie signalisiert, der dritte, „Speckbayer", dem Tischnachbarn die Feindschaft erklärt. „Residenzler" spielt auf den Stolz der Coburger auf ihr Herzoghaus an, dem es, weil politisch bedeutungslos, im 19. Jahrhundert gelang, in die großen europäischen Königshäuser einzuheiraten. So bedeutungslos, dass die neuen Verwandtschaftsverhältnisse des Herrscherpaares die Machtbalance zwischen Staaten wie Frankreich und England nicht aus dem Gleichgewicht bringen konnten. „Speckbayern" hält die Erinnerung wach, dass sich die Coburger 1919 in einer Volksabstimmung ihr Ja zum Beitritt zu Bayern mit Privilegien teuer bezahlen ließen, die noch heute bestehen, zum Beispiel das durch den Freistaat mitfinanzierte Landestheater.

So eindeutig wie bei den bisher genannten Beispielen sind die realen Hintergründe, die der fränkische Volksmund zu einem Ortsschimpfnamen verdichtet hat, freilich nur in den seltensten Fällen. So wird in der unvollendeten Arbeit der Universität Erlangen die Wortschöpfung „Mohrenwäscher", die sich die Bayreuther gefallen lassen müssen, auf eine Menschenschau zurückgeführt, auf den Besuch eines Zirkus, dessen Hauptattraktion in der Zurschaustellung eines „Wilden" aus

Afrika bestand. Da die Bayreuther Betrug witterten, zerrten sie den ihrer Ansicht nach falschen Farbigen zum Main, um ihm die Schminke abzuwaschen.

Eine zweite, ältere Version derselben Geschichte blieb dem Forscherteam unbekannt. Ihr zufolge bekamen Bayreuther schon rund 250 Jahre früher erstmals einen Farbigen zu sehen, und der Versuch, dessen Haut weiß zu waschen, fand bereits um das Jahr 1664 statt. Als Erdmuthe Sophie von Sachsen den Bayreuther Markgrafen heiratete, brachte sie einen jungen Afrikaner, den ihr der dänische König aus dem transatlantischen Sklavenhandel abgezwackt hatte, in ihre neue Heimat mit. Der dort feierlich getaufte Christian Ferdinand Mohr war nicht nur als Pauker des Hoforchesters im Stadtbild präsent. Wie die übrigen „Neger*innen", die sich der Markgraf in den folgenden Jahren gewissermaßen als Statussymbole zulegte, bewohnte er ein eigenes Appartement. Mitten in der Stadt – in der Sophienstraße, nur einen Steinwurf von der damals bereits ein halbes Jahrhundert alten, noch heute bestehenden Mohren-Apotheke entfernt.

DER SCHATZ DER LICHTENFELSER. Die Frage, wie sich die Lichtenfelser ihren Spottnamen „Dümblschöbfer" – Tümpelschöpfer – zugezogen haben, beantworten drei Heimatforscher mit drei Versionen von ein und derselben Geschichte. Stets versenken die Lichtenfelser dabei einen Schatz im Mühlbach, einem Nebenfluss des Mains, und scheitern daran, ihn durch Ausschöpfen des Fließgewässers wieder zu bergen. Der Lichtenfelser Unternehmer und Heimathistoriker Hans Diroll (1871 bis 1949) datierte das Geschehen auf das Jahr 1553, in dem Lichtenfels im Zug des Markgrafenkriegs weitgehend zerstört wurde. Ein anderes Mal waren es die Soldaten Napoleons, vor denen man die Stadtkasse in Sicherheit brachte.

Am naheliegendsten und zugleich interessantesten ist die am häufigsten kolportierte, im 30-jährigen Krieg angesiedelte Version. Ihr realer Hintergrund: Als die Schweden 1632 auf das Bistum Bamberg zumarschierten, entschieden sich die Lichtenfelser, sich von der drohenden Plünderung und Brandschatzung freizukaufen. Sie verrieten dem Heer Gustav Adolfs den Fluchtweg von Kaspar Forkel, dem Abt von Kloster Banz. Der Hüter eines großen Kirchenvermögens wurde daraufhin von den Schweden gefangen genommen. Wo? Auf der damals einzigen Mainbrücke,

Der Name Nägelsieder für Leute aus Münnerstadt erinnert an ein Debakel um den Rathausbau. Bissig interpretiert mancher die Buchstaben der Wetterfahne auf dem Rathaus als Abkürzung für „Wir Ochsen sieden Nägel". FOTO: MARTIN DROSCHKE

Fern der sieben Meere gelten den Lichtenfelsern ihre Nachbarn in Bad Staffelstein als Seeräuber. Anfang der 1960er-Jahre wurde im Oberen Maintal Kiesabbau genehmigt (mit der Auflage der Renaturierung der Baggerseen), es galt als ausgemacht, dass Lichtenfels den Zuschlag erhalten sollte. Der ging dann aber doch in letzter Minute an Bad Staffelstein.
FOTO: MARTIN DROSCHKE

die am Mühlbach begann. In dieser Version wird aus dem im Fluss versenkten Schatz ein Symbol für etwas, das noch wertvoller ist als Gold und Silber: das Seelenheil. Zur Genugtuung der umliegenden, niedergebrannten Orte, die ihrer Kirche die Treue gehalten hatten, werden die Lichtenfelser nie mehr die Gnade zurückerlangen, ins Paradies, ins Himmelreich einzugehen, mögen sie sich noch so anstrengen.

Man muss noch nicht einmal näher mit der Literaturgeschichte vertraut sein, um bei den Tümpelschöpfern über eine weitere, nicht unerhebliche Kleinigkeit zu stolpern, die eine frappierend enge Verwandtschaft mit einem der berühmtesten Schildbürgerstreiche zeigt. Im Original retten in der Episode „Die versunkene Kirchturmglocke"

In Mainbernheim sind die Stehpreußen zu Hause. Der Ort liegt an der alten Straße von Frankfurt nach Nürnberg und war einst Zollgrenzort der Ansbacher zum Bistum Würzburg. Als Ansbach 1791 preußisch wurde, kehrten an der Zollstation preußische Regeln ein. Das Zollschild wurde vor einigen Jahren auf dem Dachboden des Rathauses wiedergefunden und an der Straße angebracht.
Unten: Bärentreiber werden die Burgfarrnbacher verspottet. In einer Gewitternacht glaubten die dortigen Bewohner, dass sich ein Bär in ihren Ort verirrt hatte und erschossen ihn. Das Untier erwies sich bei Tageslicht als Regenschirm. FOTOS: MARTIN DROSCHKE

die ebenfalls nur vermeintlich schlauen Bewohner Schildas eine solche, indem sie sie in einem See versenken. Bei ihnen kann sie aber dadurch nicht mehr geborgen werden, weil die Stelle mit einer Kerbe am Boot markiert worden war.

FRÄNKISCHE SCHWARMINTELLIGENZ. Dass sich die Schwarmintelligenz des fränkischen Volksmundes ungeniert bei der 1597 erstmals als Lalebuch erschienenen, seither stetig modifizierten und erweiterten Schwanksammlungen bediente, als sie sich anschickte, für Lichtenfels einen Ortsschimpfnamen auszuformen, ist keineswegs ungewöhnlich. Die Hintergrundgeschichte des verbalen Faustschlags „Bummelhenker", den die Bewohner des oberfränkischen Weißenstadt zu kassieren Gefahr laufen, ist mit dem Schildbürgerstreich „Die Kuh auf der alten Mauer" identisch (Bummel ist ein altes Wort für einen Deckstier). Und in Bruck, einem Ortsteil von Erlangen, wird auf exakt dieselbe Weise eine Ziege beim Versuch zu Tode stranguliert, ihr das saftige Gras zugänglich zu machen, das ganz oben in einer Dachrinne wächst.

Ein Buch, ein Druckwerk, als Inspirationsquelle. Diese Feststellung mag banal klingen. Und doch steckt in ihr ganz beiläufig ein überzeugender Hinweis, dass die Tradition der Ortsschimpfnamen nicht – wie von Erich Strassner anhand des Beispiels Ansbach behauptet – bis mindestens ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Denn bevor der Volksmund einen schriftlich verbreiteten Text in einen Ortsschimpfnamen einarbeiten konnte, musste er erst einmal lesen lernen. Was wiederum bedeutet, dass sich diese Tradition erst im Nachgang der Einführung der Allgemeinen Schulpflicht 1802 und der von ihr ausgehenden Alphabetisierung der einfachen Menschen ausprägen konnte.

„Kreuzköpf", der Spitzname des katholisch geprägten, unterfränkischen Winzerorts Bürgstadt, unterstreicht die Vermutung, dass die Hauskalender und Volksbücher der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die gezielt die breite Masse der einfachen Leute ansprachen, den Motor bildeten, der das Phänomen der Ortsschimpfnamen in Schwung brachte. Der noch junge Martin Luther,

so die Hintergrundgeschichte der „Kreuzköpf“, wollte bei einem Aufenthalt in Miltenberg auch in dessen unmittelbarer Nachbarstadt predigen. Als die Bürgstädter von seinem Plan erfuhren, bewaffneten sie sich mit Grabkreuzen vom Friedhof, zogen dem Reformator entgegen und verprügelten ihn. Der Haken: Man weiß, dass sich Martin Luther nie länger in Miltenberg aufgehalten hat. Hingegen lässt sich recht genau datieren, seit wann die hübsche Anekdote in Umlauf ist: Sie ist ein Produkt der Phantasie des 1815 geborenen evangelischen Pfarrers und Volksschriftstellers Karl Heinrich Caspari, der in den 1840ern damit begann, regionale Sagen zusammenzutragen, und es dabei mit der Wahrheit nicht so genau nahm. Genauso, wie sich ja auch die intellektuellen Lichtgestalten dieser Zeit, die aus den Universitätsstädten ihrer Studentenjahre aufs Bauernland verbannten Dorflehrer und Geistlichen, ihre eigene Wahrheit zurechtbogen.

WETTSTREIT DER WORTSCHÖPFER. 1812 veröffentlichten die Gebrüder Grimm ein Buch, das vorgab, nicht aus eigenen Texten zu bestehen, sondern aus Geschichten, die sie bei den einfachen Deutschen gesammelt hatten: den ersten Band ihrer Kinder- und Hausmärchen. 1854 legten sie den ersten Band eines Monumentalwerks vor, das sie als reine Sammlung von Wörtern verstanden wissen wollten, die sie auch in der Welt der einfachen Menschen zusammengetragen hatten. Die Konsequenz: ein Wettbewerb um die tolldreisteste Hintergrundgeschichte, die doch doppelt wertvoll sein musste, wenn sie obendrein in verdichteter Form – als Ortsschimpfname – tagtäglich in aller Munde war.

Dorflehrer, die Prachtexemplare wie „Kalendermacher“ (Ahornis, ein Ortsteil von Münchberg) oder „Nägelsieder“ (Münnerstadt) vorzeigen konnten, durften Hoffnung schöpfen, irgendwann in die Welt ihrer Professoren, in die komfortablen, modernen Städte zurückzukehren. Die beiden Hintergrundgeschichten: Weil es in Ahornis keine Uhr gab, maß man dort die Zeit, indem alle ihre Notdurft in einen gemeinsamen Eimer verrichteten. War er voll, und das wusste man genau, war es 12 Uhr mittags. Die Münnerstädter wiederum hatten beim Bau ihres Rathauses vergessen, Fenster und Türen auszusparen. Um sich einen zweiten Versuch leisten zu können, mussten sie das Baumaterial erneut verwenden – und damit auch alle noch so verbogenen Nägel. Um Zeit zu sparen, beschloss man, sie durch Kochen geradezurichten.

Wie weit die erste Generation der Heimatforscher zu gehen bereit war, zeigt der Ortsschimpfname „Hunnen“, den die Bewohner von Hetzles heute mit Stolz vor sich hertragen. Er geht auf den Archivschreiber Georg Ludwig Lehnes zurück, der in

Von wegen Russen! Als solche werden hin und wieder Bewohner von Uengershausen bezeichnet – weil angeblich russische Soldaten dort vor über 200 Jahren eine Badstube errichtet haben sollen. In Wirklichkeit waren es aber Söldner aus Finnland, das damals russische Provinz war. FOTO: MARTIN DROSCHKE

den 1830ern behauptete, dass das am Fuß der Fränkischen Schweiz gelegene Dorf im Kontext der Hunnenüberfälle des 4. und 5. Jahrhunderts gegründet worden war – von verwundeten Reiternomaden, die dort zurückgelassen wurden.

LUST AM ORDINÄREN. Dass der Volksmund den Faden, den die Gelehrten für ihn auslegten, auf seine Art aufnahm, dürfte frommen Gottesdienern wie Karl Heinrich Caspari wenig gefallen haben. Zu groß war und ist die Lust der fränkischen Schwarmintelligenz am Ordinären, am verbalen Spiel mit dem menschlichen Grundbedürfnis, sich dessen, was man oben in sich hineinfüllt, ein Stockwerk tiefer wieder zu entledigen. Der am häufigsten verbreitete Typ des fränkischen Ortsschimpfnamens variiert das Scheißen und das Brunsen. Es gibt Pflasterscheißer (unter anderem Gunzenhausen), Buddnbrunzer (Buddn = Nachttopf, unter anderem Wunsiedel), Meebrunzer (Mee = Main, zum Beispiel Würzburg). Aber auch auf so einen Ortsschimpfnamen darf man heute mächtig stolz sein, wie das unterfränkische Miltenberg beweist. 2016 hat die Stadt der Staffelbrunser (Staffel = Treppe vor dem Hauseingang) jener anarchischen Wortschöpfung, mit der sie eigentlich gequält werden sollte, ein Denkmal gesetzt. Seither pinkeln drei Burschen aus Bronze vor aller Augen auf die Main-Promenade. Unentwegt. Mit festem Strahl. In ihrem Rücken: ein öffentliches WC. *Martin Droschke*

Technischer Musterbetrieb

Das frühere Reichsbahnausbesserungswerk in Freimann:
Einst ein Hotspot für Lokreparaturen – bald für Autoliebhaber

Neben modernen Bürokomplexen stehen im Freimanner Gewerbegebiet an der Lilienthalallee im Norden Münchens alte Fabrikhallen, die – zum Teil unter Denkmalschutz stehend – zur Zeit aufwendig restauriert und umgestaltet werden. Das sogenannte Zenith dient schon lange als Eventhalle, auch das Kesselhaus und die raffiniert überglaste Ruine des ehemaligen Kohlebunkers werden verschiedenartig genutzt. Das größte Projekt der „Activ-Group" des Unternehmers Andreas Dünkel, die *Motorworld,* soll noch 2020 in Betrieb gehen und ein besonderer Anziehungspunkt für Automobil-Liebhaber werden.

An die Vergangenheit des Ortes erinnert wenig mehr als das Straßenschild „Am Ausbesserungswerk". Dabei bestimmte dieses Werk ganz entscheidend die Entwicklung Freimanns im 20. Jahrhundert von der eigenständigen Gemeinde zum Münchner Stadtteil. 70 Jahre lang war das Reichsbahn- beziehungsweise Eisenbahnausbesserungswerk (RAW beziehungsweise EAW) der maßgebliche Großbetrieb in Freimann, Arbeits- und Ausbildungsplatz für Generationen von Freimanner Bürgern.

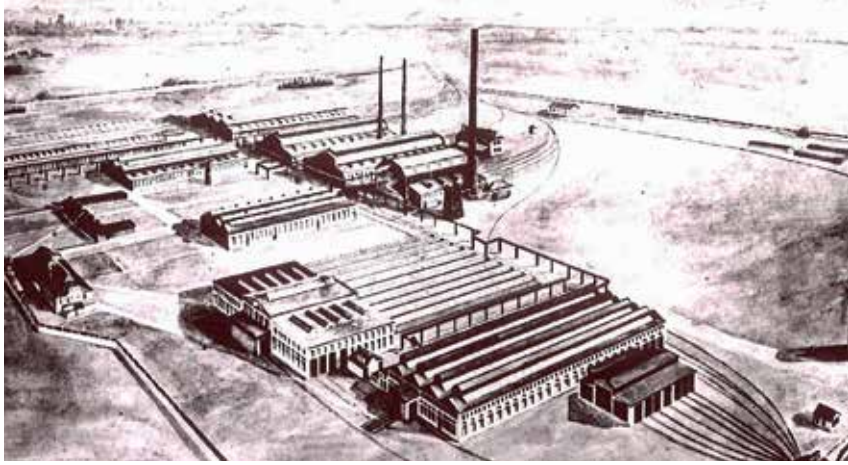
Als die Reichsbahn 1925 das Werk zur Verlegung ihrer bis dahin in der Nähe des Münchner Hauptbahnhofs untergebrachten Centralwerkstätte zur Fahrzeuginstandhaltung übernahm, hatte das weitläufige Gelände bereits eine bewegte Geschichte hinter sich. Mitten im Ersten Weltkrieg errichtete die Firma Krupp dort die Bayerischen Geschützwerke, die zu einem wesentlichen Teil die bayerische Rüstungsproduktion übernehmen sollten. In die Planung der Fassadengestaltung war auch der bedeutende Architekt und Städteplaner Theodor Fischer (1862 bis 1938) einbezogen. Aus dieser Zeit stehen noch die damalige Presswerkstatt, die heutige Zenithhalle und der Wasserturm am nördlichen Ende des Areals.

Der Betrieb des Werkes, dessen Aufbau ab 1917 mit Hochdruck vorangetrieben wurde, musste wenig mehr als ein Jahr später infolge der Revolutionsereignisse, an denen die Freimanner Belegschaft nicht unerheblich beteiligt war, wieder eingestellt werden.

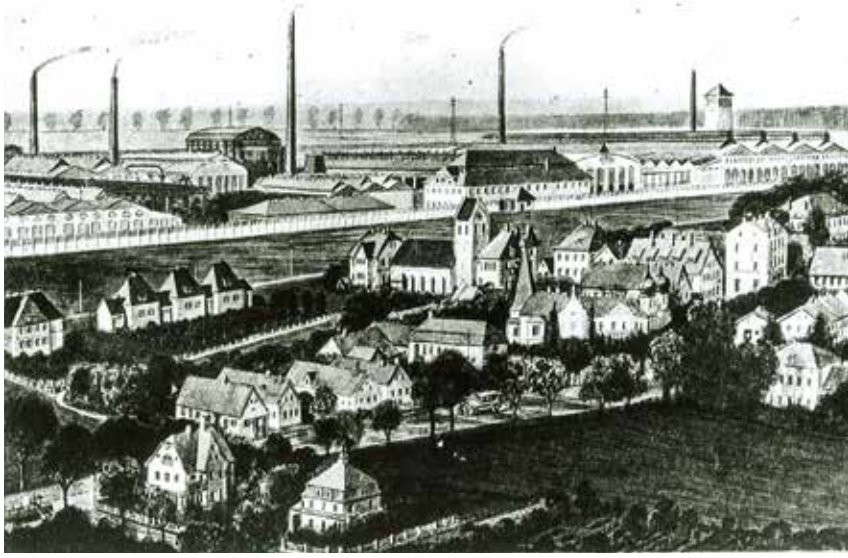
Auch der Maschinenbaufirma Fritz Neumeyer, die anschließend die Fabrikanlagen übernahm, war angesichts der allgemein schwierigen Wirtschaftslage zu Beginn der 1920er-Jahre kein dauerhafter Erfolg beschieden.

FREIMANN PROFITIERT. So kam der damals noch selbstständigen Gemeinde Freimann die Übernahme des Werkes durch die Reichsbahn sehr gelegen. Die Verlängerung der Straßenbahn bis Freimann, die nach langen Verhandlungen mit München zu Krupps Zeiten erkämpft worden war, konnte weiter aufrechterhalten werden. Und mit dem Gewinn an Besitzveränderungsgebühren – zum Gesamtbesitz gehörten neben den Werksanlagen weitere umfangreiche Immobilien, die bereits von Krupp erworben worden waren – konnte vor allem der großzügige Neubau einer modernen Schule finanziert werden, die noch heute als Mittelschule an der Situlistraße Bestand hat.

Andererseits brachte der Zuzug vieler Werksangehöriger mit ihren Familien, für die auf bahneigenem Grund günstiger Wohnraum geschaffen wurde, neue Herausforderungen für die kleine Gemeinde Freimann. Innerhalb weniger Jahre verdoppelte sich die Einwohnerzahl, und bald bildeten die neu Zugezogenen die Mehr-

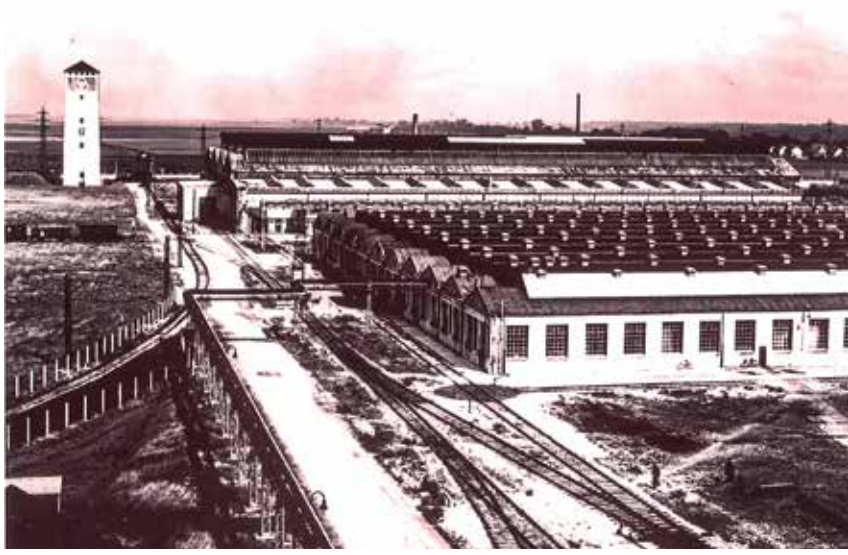


heit. Besonders gravierend wirkte sich diese Umstrukturierung der Bevölkerung in den heftigen Auseinandersetzungen um die Frage der Eingemeindung nach München aus, die schließlich mit den Stimmen der Eisenbahner mehrheitlich zugunsten der „Einverleibung“, wie es damals hieß, entschieden wurde. Am 1. Oktober 1931 wurde die finanzkräftige kleine Gemeinde Freimann mit 2108 Einwohnern Teil der Großstadt München.



EFFEKTIVER MUSTERBETRIEB. Das Freimanner Reichsbahnausbesserungswerk hatte sich inzwischen zu einem erfolgreichen Unternehmen entwickelt. Nach umfangreichen Umbauarbeiten (Einbau von Gleisanlagen, Schiebebühnen, Laufkränen und dergleichen) wurden in den einst für Geschütze vorgesehenen Hallen fortan Dampf- und E-Lokomotiven, Güterwagen und spezielle Kraftfahrzeuge gewartet und instand gesetzt.

Technisch führend, vor allem bei den Neueinrichtungen für elektrische Lokomotiven, galt das Freimanner Werk bald als Musterbetrieb. Durch Rationalisierungsmaßnahmen und neue Arbeitsorganisation konnte die Effektivität der Arbeiten wesentlich gesteigert werden.



Das Werk hatte nicht nur seine eigene Strom- und Wasserversorgung, auch Gas für den hohen Bedarf, vor allem bei Schweißarbeiten, wurde im Werk selbst produziert.

Für die Mitarbeiter gab es einen eigenen Werkzug, der vom Bahnhof Milbertshofen über den

Das Gelände des Reichsbahnausbesserungswerks seit den 1920er-Jahren. Die Farbaufnahme oben quer zeigt die Lokrichthalle, mit deren Bau 1938 begonnen wurde; heute ist sie der markante Eingang zur „Motorworld“. Auf dem dritten Foto von oben (1932) sieht man exponiert den Wasserturm an der Heidemannstraße, der zum denkmalgeschützten Ensemble gehört; er wurde 1918/19 von den Krupp-Werken errichtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er mit Eternitplatten verkleidet. Ein Werkzug erleichterte es den vielen Arbeiter*innen, ins Werk nach Freimann zu kommen. FOTOS: ARCHIV MOHR-VILLA, ARCHIV PFARREI ST. ALBERT, „25 JAHRE EISENBAHNAUSBESSERUNGSWERK MÜNCHEN-FREIMANN“, KARIN DÜTSCH

Nordring unmittelbar ins Werk an die Arbeitsstätte führte. In der zentral neben dem Kesselhaus gelegenen Werkskantine konnten über 2000 Mitarbeiter täglich verpflegt werden.

SCHULE, SPORT UND GÄRTNEREI. Es gab nicht nur zahlreiche Ausbildungsplätze in den verschiedenen Werkstätten, auch eine einmalige Einrichtung, die Reichsbahnzentralschule zur einheitlichen Schulung aller Bahnbediensteten, fand ihren Platz im Freimanner Werk. Heute trainieren an der Stelle die Fußballabteilungen des ESV Freimann. Auch dieser bis heute lebendige Sportverein geht zurück auf die Gründung eines betriebseigenen Turn- und Sportvereins in den Anfangsjahren des RAW. Sogar ein Gewächshaus für die werkseigene Gärtnerei gab es in der Welt hinter den Werksmauern, sodass jederzeit Blumen und Pflanzen für Jubiläumsfeiern, aber auch zum regelmäßigen Schmuck der Fenster und Büroräume zur Verfügung standen.

All diese Besonderheiten trugen offenbar zum Betriebserfolg bei. Zudem wurde der Zusammenhalt der Belegschaft durch großzügig gestaltete Feste und Feiern, darunter besonders aufwendige Faschingsfeste, wesentlich gefördert.

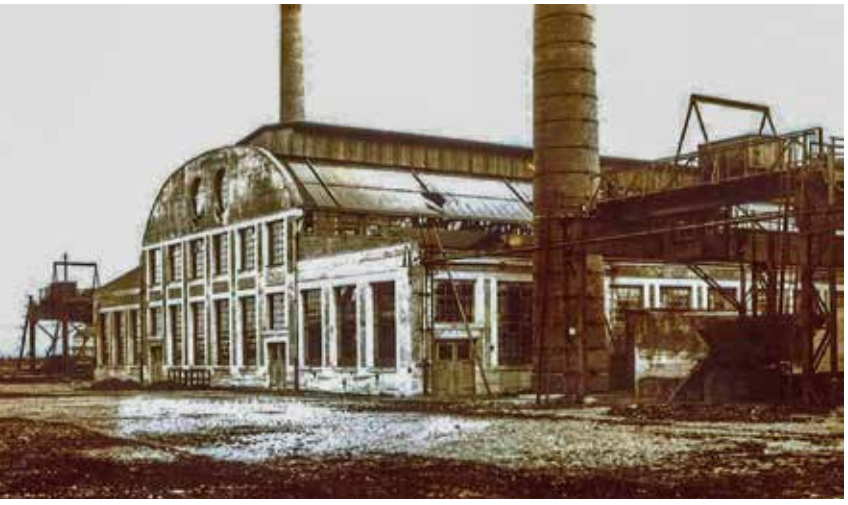
Dieses positive Betriebsklima blieb auch in den 1930er-Jahren erhalten. Allerdings wurde es ab 1933 von den neuen Machthabern zur Indoktrinierung im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie missbraucht. Mit ständigen Kundgebungen, Appellen und Aufmärschen wurde die Belegschaft auf „Leistung und Kameradschaft“ eingeschworen. Wer sich dem nicht unterwarf, wurde rigoros ausgeschlossen. „Diese abseits stehenden oder nur immer gezwungen mitmarschierenden Zeitgenossen sollen sich ja nicht einbilden, daß wir ihnen das Recht auch nur zur kleinsten Kritik am heutigen Geschehen einräumen“, stellte zum Beispiel der stellvertretende Gauleiter bei einem Betriebsappell im November 1935 klar.

Zur selben Zeit wurden noch einige kleinere Bauvorhaben realisiert, darunter eine Lehrlingswerkstatt zur Förderung des Nachwuchses, die zum großen Teil in Eigenarbeit mit vorhandenem Material errichtet wurde und, inzwischen unter Denkmalschutz gestellt, auch in die aktuelle Neugestaltung des Geländes einbezogen ist. Auch die beiden Wohngebäude rechts und links des damals neu gestalteten Werkseingangs sind bis heute am Frankplatz erhalten.

Die bei Weitem umfangreichste Erweiterung erfuhr das RAW allerdings wenige Jahre später durch den Bau der monumentalen Lokrichthalle, die heute das Zentrum der Neugestaltung zur *Motorworld* bildet. Ursprünglich sollte nur ein Ersatzstandort für die Bahnanlagen gefunden werden, die den gigantischen Neuplanungen für eine Verlegung des Münchner Hauptbahnhofs nach Westen im Weg standen. Nach mehreren Umplanungen wurde die Halle dann ausschließlich für die Instandhaltung von Dampflokomotiven eingerichtet. Der Bau begann im September 1938 und wurde – als kriegswichtiger Betrieb – auch während des Krieges planmäßig weitergeführt. 1941 war der erste Bau-

Die ehemalige Werks- und Eisenbahnhalle stammt aus der Frühzeit der Geländebebauung, aus den Jahren 1916 bis 1918. Die Halle – heute „Zenith“– ist eine Stahlkonstruktion, steht unter Denkmalschutz, wird aber unter anderem für Konzerte, Messen und Galas für bis zu rund 5800 Menschen genutzt.

FOTOS: ARCHIV PFARREI ST. ALBERT, DPA/TOBIAS HASE



Als Musterbetrieb, auch in der Personalführung, wurde das RAW im Zeichen der nationalsozialistischen Ideologie betrachtet. Leistung und Kameradschaft wurden großgeschrieben: links das Eingangstor zum Gelände, daneben einer der Betriebsappelle auf dem Werkssportplatz (1941). FOTOS: ARCHIV PFARREI ST. ALBERT

abschnitt betriebsbereit, und im Herbst 1942 wurde der zweite, nördliche Teil fertiggestellt.

Mit einer Gesamtfläche von 42 000 Quadratmetern war diese Halle fast so groß wie alle übrigen Hallen des Werkes zusammen. Das Freimanner RAW war damit eindeutig das größte aller Werke der Reichsbahn in Deutschland geworden.

ZWANGSARBEITER UND KZ-HÄFTLINGE. Die Arbeiten im RAW konnten von der auf rund 3000 Mitarbeiter angewachsenen Belegschaft trotz erheblicher Verlängerung der Arbeitszeiten nicht mehr bewältigt werden, zumal immer mehr Arbeiter zum Kriegseinsatz einberufen wurden. Vermehrt setzte man Frauen, vor allem aber Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus den besetzten Ostgebieten und schließlich auch KZ-Häftlinge zu Arbeiten im Werk ein. Für ihre Unterbringung wurden eigene Lager in und außerhalb des Werksgeländes errichtet, aus denen sie täglich in langen Kolonnen zur Arbeit marschieren mussten: In den letzten Kriegsmonaten waren es Schätzungen zufolge 2500 Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen, 800 Kriegsgefangene und 300 KZ-Häftlinge neben 2800 Deutschen, davon 300 Frauen.

Einen wesentlichen Teil der Arbeiten beanspruchte in diesen Monaten die Beseitigung der erheblichen Schäden, die durch häufige Bombardierung des Werkes verursacht wurden. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen wie Luftschutzeinrichtungen, Verlagerung von Materialvorräten ins Umland, Anlage eines Feuerlöschteichs und so weiter, waren viele Tote zu beklagen. Auch große Verluste an Material konnten nicht verhindert werden. Keine Halle des Werkes blieb unbeschädigt, mehrere waren völlig oder so weitgehend zerstört, dass dort nicht mehr gearbeitet werden konnte. Nur ein Notbetrieb blieb bis in die letzten Kriegstage aufrechterhalten.

Am 1. Mai 1945 besetzten amerikanische Soldaten das Reichsausbesserungswerk Freimann, das ihnen kampflos übergeben wurde, und gaben es drei Tage lang den ehemaligen Zwangsarbeitern zur Plünderung frei. Wenige Tage später begannen nach einem Aufruf der Militärregierung, die auch im Hinblick auf die eigene Versorgung an einem funktionierenden Eisenbahnbetrieb interessiert war, bereits wieder die ersten Arbeitstrupps mit Aufräumarbeiten. Der Wiederaufbau und die schrittweise Wiederaufnahme des Reparaturbetriebs wurden nicht nur durch den großen Materialmangel erheblich erschwert, es fehlte auch an Arbeitskräften, nachdem alle Zwangsverpflichteten wegfielen und die politisch Belasteten nicht an ihren Arbeitsplatz zurückkehren konnten.

Da war es hilfreich, dass mit einer großen Flüchtlingsgruppe aus Schlesien vom dortigen Reichsbahnausbesserungswerk Lauban geschultes Personal nach Freimann kam. Die Vertriebenen fanden Arbeit im Werk und ein neues Zuhause, wenn auch zunächst notdürftig in den ehemaligen Zwangsarbeiterlagern.

Anfang der 1950er-Jahre beschloss die Deutsche Bundesbahn, seit 1949 Nachfolgerin der Reichsbahn, den Dampfbetrieb zugunsten des elektrischen Betriebs auf allen größeren Strecken aufzugeben. Das hatte einschneidende Konsequenzen für das Freimanner Ausbesserungswerk, dessen Schwerpunkt doch gerade seit dem Bau der großen Lokrichthalle auf der Dampflokinstandhaltung

Das Ausbesserungswerk Freimann in den 1980er-Jahren.
FOTO: PETER KAUFMANN

lag. Die letzten Dampflokomotiven verließen 1953 das Werk in Freimann. Daraufhin wurde die große Halle für die Wartung elektrischer Lokomotiven umgerüstet, auch die zuarbeitenden Werkstätten und die ganze Betriebsorganisation mussten entsprechend umgestellt werden. Zudem erwies sich die Befeuerung der Kesselanlage mit Kohle als nicht mehr wirtschaftlich. Sie wurde infolgedessen auf Gas- und Ölbetrieb umgestellt. Zwei große Brennstofftanks sind noch heute neben dem Kesselhaus bei den Resten des Kohlebunkers zu sehen.

Schritt für Schritt wurden in den folgenden Jahren auch die Güterwagen- und die Kraftfahrzeuginstandhaltung eingestellt. Die frei gewordenen Hallen konnten verschiedene Firmen als Lagerräume mieten. Anfang der 1960er-Jahre wurde auch ein Stück Werksgelände am Nordostrand für den Bau von Wohnhäusern abgetreten. Immer mehr zog sich das Werk auf einen Kernbereich rund um die heute noch existierenden Hallen mit deutlich reduzierter Belegschaft zurück.

Eine zusätzliche Aufgabe bekam das Freimanner AW Ende der 1960er-Jahre mit dem Auftrag, die Überprüfung und Abnahme der neuen S-Bahn-Triebzüge zu übernehmen, die zu den Olympischen Spielen 1972 in München einsatzbereit sein sollten. Unter großem Zeitdruck wurde die damalige Halle 55, die heutige Zenith-Halle, für diese Aufgabe umgerüstet, mit 70 Meter langen Arbeitsständen, elektrischem Prüffeld und neuen Gleisverbindungen. 1979 wurden auch die ersten Lokomotiven in der neuen Drehstromtechnik dem Freimanner Werk zur Prüfung zugewiesen, ab 1985 kamen noch die neuen ICE-Triebköpfe hinzu.

ENDE NACH DER WENDE. Doch führte der schrittweise Abbau an Raumbedarf und Personal schließlich dazu, dass das Werk im Zuge der Neuorganisation des Bahnwesens im wiedervereinigten Deutschland zugunsten anderer Standorte aufgegeben wurde. Im Dezember 1995 schloss der Betrieb des Freimanner Ausbesserungswerks endgültig. Nur das eigenständige Unternehmen DB Systemtechnik, dessen Vorgänger – Elektrische Versuchsanstalt – bereits seit 1935 im Süden des Ausbesserungswerks angesiedelt war, ist am Freimanner Standort geblieben.

Die Vermietung und Verpachtung von immer mehr ungenutzten Hallen und Grundstücken des Werkes an verschiedene Gewerbeunternehmen brachte bereits in den 1980er-Jahren eine wesentliche Zunahme des Straßenverkehrs mit sich. Während des Bahnbetriebs war fast der ganze Verkehr über die Schiene gelaufen – jetzt belasteten die vielen Transporte auf der einzigen Erschließungsstraße im Osten des Geländes die unmittelbar angrenzenden Wohngebiete schwer. Zur Entlastung wurde schließlich die ehemalige Werksstraße, die heutige Lilienthalallee, als Hauptverkehrsstraße angelegt und der Verkehr mit einer neuen Brücke über den Bahn-Nordring von den Wohngebieten abgeleitet.

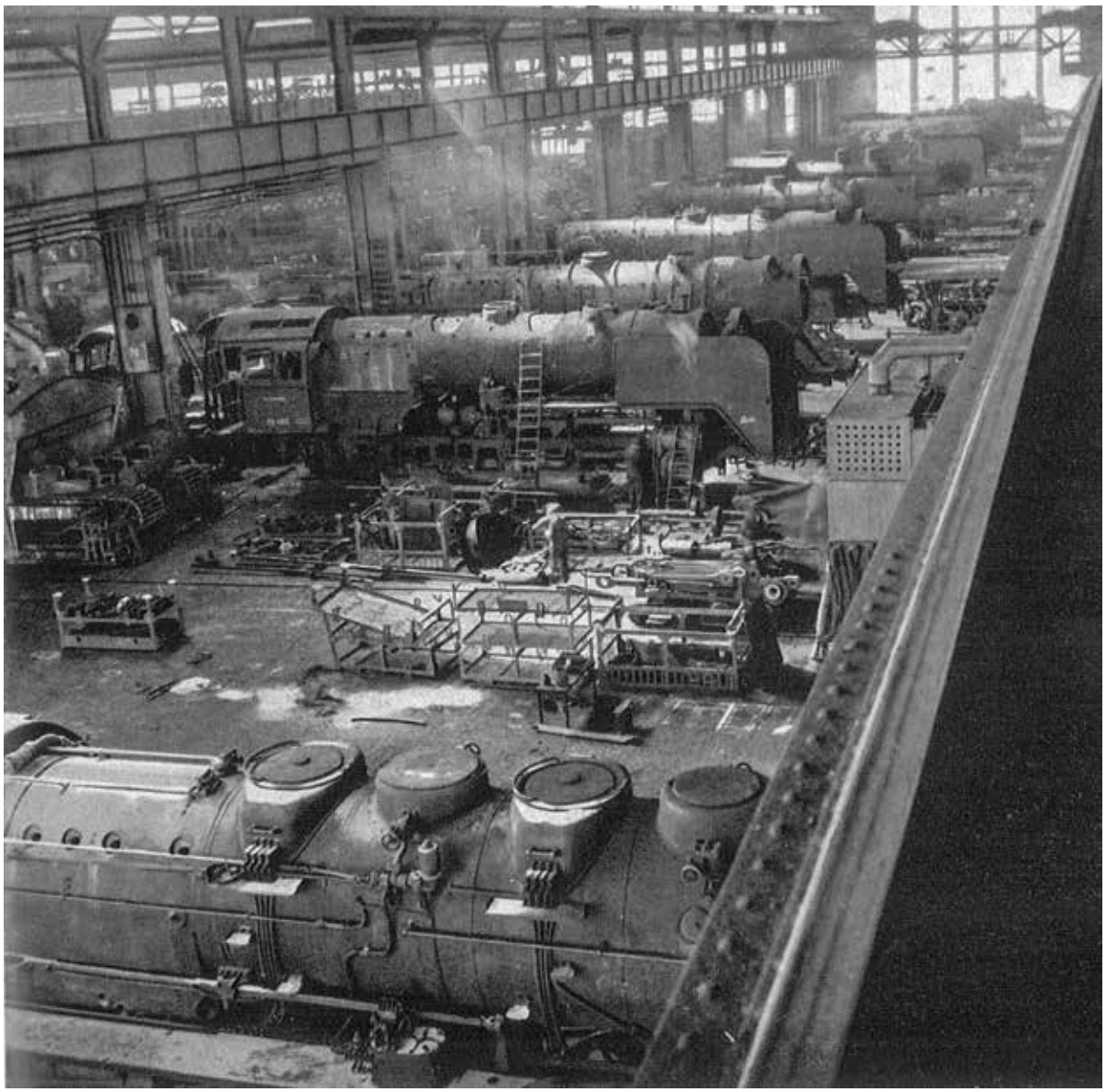
UNSER BAYERN
Die regelmäßige Beilage der Bayerischen Staatszeitung

Bayern im Blick
Daten, Fakten, Hintergrundberichte

Die Bayerische Staatszeitung im Jahresabonnement.
Jeden Freitag. Auch digital.
Jetzt bestellen: Tel. 089/29014259

Wer sie abonniert, profitiert.
bayerische-staatszeitung.de/abo

BSZ Bayerische Staatszeitung und Bayerischer Staatsanzeiger



Die große Lokrichthalle 1951 noch unter Dampf.
FOTO: AUS „25 JAHRE EISENBAHNAUSBESSERUNGSWERK MÜNCHEN-FREIMANN“

Ein tiefgehender Wandel hatte stattgefunden. Aus dem großen geschlossenen Werksgelände war ein offenes gemischtes Gewerbegebiet geworden, in dem das Ausbesserungswerk nur mehr ein Teil war. Nach und nach verkaufte die Bahn von ihrem großen Grundbesitz nicht nur das nie selbst genutzte Areal, auf dem sich der Euro-Industriepark entwickelt hatte, sondern Stück für Stück auch Teile des eigentlichen Werksgeländes. Als Erstes wurde der nordöstliche Teil aufgegeben, wo bereits Ende der 1970er-Jahre die ersten Neubauten an der Edmund-Rumpler-Straße entstanden. An der Stelle der ehemaligen Hallen 13 und 14, in denen vor dem Bau der großen Lokrichthalle die Lokomotiven instand gehalten worden waren, steht seit Anfang der 1990er-Jahre das große Veranstaltungs- und Ordercenter MOC.

Nach Jahren allmählicher Umstrukturierung ist das ganze ehemalige Bahngelände inzwischen zu einem attraktiven Gewerbestandort für große und kleine Unternehmen geworden, inzwischen dominiert von großen BMW-Neubauten. Der durch diese Entwicklung stark zunehmende Verkehr ist freilich zu einer großen Belastung für die ganze Umgebung geworden.

KONZERTE UND FLOHMÄRKTE. Umstritten war die Zukunft der alten, seit 1992 denkmalgeschützten Werkshallen. Für die älteste Halle, die einstige Krupp-Presswerkstatt, dann Kesselschmiede und schließlich S-Bahn-Halle des Ausbesserungswerks, ergab sich bald eine neue Nutzung als Eventhalle unter dem Namen Zenith. Nicht nur durch die großen Konzerte, auch durch den jahrelang viel besuchten wöchentlichen Flohmarkt auf dem

Die Arbeiten im Werk mussten bis zur Schließung 1995 immer wieder den neuen Erfordernissen angepasst werden. Ab Ende 1953 rollten dort keine Dampflokomotiven mehr ein und aus. Der Betrieb wurde ganz auf elektrische Loks umgestellt. Acht Jahre später wurde die Instandhaltung der Güterwagen aufgegeben. Auf ganz neue Züge musste sich das Werk Ende der 1960er-Jahre einstellen: Zu den Olympischen Sommerspielen 1972 leistete sich München ein S-Bahnsystem – die Fahrzeuge der Baureihe 420 wurden dem Ausbesserungswerk Freimann zugeordnet. Als forschungstechnisches Highlight wurde 1975 ein Rollenprüfstand eingerichtet. Die erste Drehstromlok der Baureihe 120 bestand 1979 ihre Abnahme in Freimann. 1985 wurden dort die Triebköpfe des ICE-Vorläuferzugs InterCityExperimental in Betrieb genommen. FOTOS: STAATSARCHIV FREIBURG/WILLY PRAGHER

Gelände wurde der Name über die Grenzen Freimanns hinaus ein Begriff.

Für die große einstige Lokrichthalle dagegen gelang es lange Zeit nicht, eine adäquate Lösung zu finden. In einem aufwändigen Bürgerbeteiligungsverfahren, einer sogenannten Perspektivenwerkstatt zur Entwicklung des Stadtteils, die 1999 auf Initiative des örtlichen Bezirksausschusses durchgeführt wurde, stand die Halle im Mittelpunkt aller Überlegungen und Vorschläge. Man hoffte, dort ein multifunktionales Zentrum für den in einzelne Siedlungen zergliederten und von Negativeinrichtungen belasteten Stadtteil schaffen zu können. Vom Schwimmbad über Kino, Museum, Künstlerateliers bis Einkaufsmeile, Cafés, Sport- und Jugendeinrichtungen reichten die Wünsche. Doch scheiterten sie alle an einer möglichen Finanzierung.

MAGNET FÜR AUTOLIEBHABER. Erst ein Dutzend Jahre später zeichnete sich eine realisierbare Planung ab. Der Vorschlag einer Aufteilung der riesigen Halle in einen Nord- und einen Südteil für verschiedene Unternehmen – entsprechend den zwei Bauphasen der Entstehungszeit – setzte sich schließlich durch. Der Baumarkt im Nordteil wurde bereits 2017 eröffnet, während das ambitionierte Erlebniszentrum für Autoliebhaber *Motorworld* aktuell noch in der Bauphase steckt. Wer in Zukunft dort zu Besuch kommt, sollte seine Aufmerksamkeit nicht nur den faszinierenden Oldtimern, sondern auch der originalgetreu erhaltenen Fassade und der eindrucksvollen Deckenkonstruktion widmen, im Bewusstsein, dass damit ein wichtiges Stück Freimanner Geschichte erhalten geblieben ist.

Brigitte Fingerle-Trischler

Service

Die Autorin Brigitte Fingerle-Trischler ist im Stadtteilarchiv Freimann (Mohr-Villa) verantwortlich für Ausstellungen und Führungen zur Freimanner Geschichte. Im Volk Verlag, München, veröffentlichte sie das Buch *Freimann im Münchner Norden. Vom Dorf zum Stadtviertel der Gegenwart* (252 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 24,90 Euro, ISBN 978-3-86222-274-2).

Treck zur Schlachtbank

Große Ochsenherden wurden früher von Ungarn nach Bayern getrieben. Die Augsburger zahlten am meisten

Durchs Dachauer Land führt ein Radweg, der als Dachauer Oxenweg bekannt ist. Er beginnt bei Schloss Hohenkammer (Landkreis Freising), verläuft entlang der Glonn und passiert Orte wie Markt Indersdorf und Altomünster. Bei Tödtenried (Landkreis Aichach-Friedberg) geht der Weg in den Altbairischen Oxenweg über, der die Radler weiter durch das Wittelsbacher Land bis nach Augsburg leitet. Warum Oxenweg? Sind dort gelegentlich Oxen/Ochsen unterwegs? Nein, heute nicht mehr, aber zwischen 1350 und 1750 wurden auf diesen Wegen tatsächlich Ochsen getrieben. Genauer gesagt, ganze Herden ungarischer Ochsen – und zwar zur Schlachtbank nach Augsburg.

Im ausgehenden Mittelalter gab es in der ungarischen Steppe riesige Herden halbwilder Rinder. Die hellgrau gefärbten Tiere waren groß und stattlich und mit langen leierförmigen Hörnern ausgestattet. Wann die Rinder nach Ungarn gelangten, ob zusammen mit den Magyaren, den Vorfahren der Ungarn im 9. Jahrhundert aus der Ukraine, oder erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts mit den Kumanen aus den Steppen Eurasiens, ist unbekannt. Jedenfalls vertrugen sie Hitze und kalte Winter gleichermaßen gut, gediehen auch auf mageren Standorten und lieferten am Ende ein hervorragendes Fleisch. Dabei brachten die Tiere je nach Alter und Geschlecht 350 bis 500 Kilogramm oder noch mehr auf die Waage. Zum Vergleich: Das in Bayern heimische Rindvieh damaliger Zeit wog, wenn überhaupt, gerade mal halb so viel. Hinzu kam, dass die ungarischen Steppenrinder robust genug waren, um lange Wegstrecken von 600 Kilometern oder mehr auf ihren eigenen vier Beinen zurückzulegen.

Warum also nicht die Tiere von Ungarn aus dorthin treiben, wo ihr Fleisch besonders nachgefragt war, wie zum Beispiel in den süddeutschen Städten und an die dortigen Höfe? Immerhin ist bereits 1491 in der Hofhaltungsordnung der reichen Herzöge von Bayern-Landshut nachzulesen, dass beim Fleischkauf auf Qualität zu achten und der Hof „mit gutem Fleisch“ zu versorgen sei. In der Tat wurden die Steppenrinder bald zum gefragten Exportschlager, und mit der Zeit gewann die Viehzucht in Ungarn mehr und mehr an Bedeutung. Die wichtigsten Zuchtzentren lagen dabei um Debrecen und Kecskemét.

UMSCHLAGPLATZ WIEN. Aufgrund ihrer Größe und ihrer Umgänglichkeit eigneten sich vor allem Ochsen, also kastrierte Stiere, für den Trieb. So stellten die ungarischen Viehzüchter regelmäßig zwischen Mai/Juni und Oktober Ochsenherden von 50 bis 150 Tieren für den Export zusam-

Zäh, genügsam, wetterfest und obendrein ein stattliches Gewicht: Die halbwilden Graurinder verwiesen die einst in Bayern beheimateten Rassen auf die hinteren Ränge. Hier eine Herde im Nationalpark Hortobagy/Ungarn. FOTO: MAX DIREKTOR

men, die – begleitet von einem Ochsenkapitän und mehreren berittenen Ochsentreibern, sogenannten Hajduken – sich auf den Weg Richtung Westen machten. Etwa drei Wochen dauerte es, bis der Tross Wien erreichte, denn die Habsburger-Stadt war eine wichtige Zwischenstation. Ab 1503 ist am Stadtrand von Wien der Ochsenmarkt „am Gries vor dem Stubentor“ belegt. Dort oder auf anderen Ochsenmärkten in Niederösterreich wurden die Rinder gegen Barzahlung an Händler verkauft. Die Viehhändler und Metzger kamen aus Ulm, Augsburg, Nürnberg, München, Regensburg und anderen süddeutschen Städten, manche gar aus Straßburg oder Venedig. Überall schätzte man das Fleisch der ungarischen Ochsen.

Obendrein lieferten die Ochsen nach ihrer Schlachtung Häute, Därme, Horn und dergleichen – damals sehr gefragte Rohstoffe. Besonders wichtig war das Rinderfett, das reichlich anfiel und das man in Schmelzhütten weiterverarbeitete. Das so erhaltene Unschlitt (von mittel-

Bevor sie als Festschmaus serviert wurden, führte man die Ochsen im Jahr 1790 geschmückt herum. Gefeiert wurde die Krönung von Leopold II. zum ungarischen König in Preßburg. FOTO: SZPHOTO

hochdeutsch „unslit“ für Talg) brauchte man für Öllampen, und es diente zur Herstellung von Kerzen, Seifen und Schmiermitteln. Um den Handel mit dem wertvollen Produkt zu regeln, wurden in den Städten sogar eigene Behörden eingerichtet, wie zum Beispiel das Unschlittamt in Nürnberg.

DER WEITE WEG LOHNTE SICH. Unter den Händlern herrschte große Konkurrenz. Als besonders erfolgreich im Ankauf von Ochsen erwiesen sich im 16. Jahrhundert die Ochsenhändler und Metzger, die aus Augsburg angereist waren. Ihre Beutel waren prall gefüllt, denn häufig hatten sie von der Reichsstadt Vorschüsse erhalten, damit sie sich mit Tieren eindecken konnten. Damit sicherte sich die Stadt schon im Vorfeld das Unschlitt. Einzelne Augsburger Metzger hatten sich zu Metzgergesellschaften zusammengeschlossen und waren dadurch finanzkräftig. Manche waren von den großen Augsburger Handelsgesellschaften finanziert, die in Wien ihre Niederlassungen unterhielten und großes Interesse hatten, dass mit den Ochsen genügend Fleisch und Rohwaren nach Augsburg gelangten. Weil die Nachfrage nach Ochsen in Augsburg sehr hoch war, spekulierte man dort nach ihrer Ankunft auf hohe Preise, sodass der Ochsenhandel trotz der weiten Transportwege ein lukratives Geschäft war.

BRATEN FÜR DIE REICHEN. Im 16. Jahrhundert war die freie Reichsstadt Augsburg mit ihren mindestens 30 000 Einwohnern eine der größten Städte im süddeutschen Raum. Der Grundbedarf an Fleisch für die tägliche Ernährung, für Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen konnte aus der Umgebung nicht gedeckt werden, denn die Bauern um Augsburg herum betrieben nur wenig Viehhaltung. Auf ihren Feldern wuchs Flachs, den man für die Textilherstellung benötigte; ansonsten wurde hauptsächlich Getreide angebaut. Der durchschnittliche Rindfleischkonsum in Augsburg wird je nach Quelle zwischen 40 und 100 Kilogramm Rindfleisch pro Kopf und Jahr (bei 210 Fleischtagen) angegeben, wobei es sicherlich eine große Zahl armer Leute gab, die sich gar kein Fleisch leisten konnten. Zum Vergleich: Heute beträgt der Durchschnittsverbrauch in Deutschland 60 Kilogramm Fleisch pro Jahr, davon etwa zehn Kilogramm Rindfleisch. Eine Person konsumierte umso mehr Rindfleisch, je höher ihre soziale Stellung war. Und in Augsburg war die Oberschicht mit den dort ansässigen reichen Kaufmannsfamilien überaus stark entwickelt. Zudem fanden in der Stadt regelmäßig Reichstage statt. Dann wuchs die zu versorgende Bevölkerung nochmals um 8000 bis 10 000 Menschen, darunter weltliche und geistliche Fürsten sowie Abgeordnete anderer Reichsstädte mit ihrer Entourage, die vermutlich alle gern Fleisch speisten. So fand zwischen dem 3. Juli und dem 20. September 1582 in Augsburg der erste Reichstag unter Kaiser Rudolf II. statt, der durch die veranstalteten Prozessionen und Festlichkeiten besonders prächtig ausfallen sollte.

Mit welchen Fleischbergen bei festlichen Anlässen zu rechnen war, belegt beispielsweise eine Anordnung von Herzog Albrecht V. von Bayern aus dem Jahre 1568 an die Münchner Metzger, für die bevorstehende Hochzeit seines Sohnes Wilhelm mit Renata von Lothringen „700 guete hungerische oxen“ zu besorgen.

Eine Ahnung von der vielfältigen Verwendung der Ochsen in der Küche gibt uns Marx Rumpolts Kochbuch aus dem Jahr 1581, das 83 Rezepte für Ochsengerichte auflistet, darunter „Ohren-

ragout mit sauren Limonien“, „gesottene Ochsenzunge“, „Lungenbraten in einer Suppe mit Parmesankäse bestreut“ sowie „Ochsenfüß saur eingemacht in Zwibeln und Epffelgescharb“. Es wurde also nicht nur das Muskelfleisch verzehrt, sondern das gesamte Tier, vom Kopf bis zu den Innereien. Übrigens, beim Münchner Hochzeitsbankett von 1568 wurde unter anderem „Ochsenfleisch in Blätterteig mit süßer grüner Soße“ gereicht.

Nebenbei: Der hohe Fleischkonsum hatte auch seine Schattenseiten. Denn die Gicht, eine schmerzhafte Gelenkentzündung, die sich meist an den Zehen- beziehungsweise Fußgelenken manifestierte, war sehr verbreitet. Sie galt als die Krankheit der Könige. Erst in unserer Zeit hat man herausgefunden, dass ihr Entstehen durch Übergewicht und eine hohe Aufnahme von Fleisch und Innereien begünstigt wird.

AUGSBURGER STECHEN MÜNCHNER AUS. In den Jahren 1573 bis 1583 sollen mindestens 75 000 ungarische Ochsen nach Augsburg gelangt sein, das waren mehr als 6800 jährlich. Hinzu kamen Waldochsen, die Augsburger immer, wenn ungarisches Vieh nicht verfügbar war, aus dem Bayerischen Wald und dem Böhmerwald kauften und deren Fleisch auch einen guten Ruf genoss. Auch aus Polen holte man Ochsen. Offensichtlich reichte das immer noch nicht aus, denn zwischen den Jahren 1550 bis etwa 1590 gab es sogar Beschwerden seitens der Münchner Metzger über ihre Augsburger Kollegen. Sie würden „den (…) Markt auffm Heiligen Perg Andechs aufsuchen und dort das Fleisch derart teuer einkaufen wie es die Münchner Metzger als auch die des gesamten Herzogtums nit erzaln können. Nicht genug damit, häufig brächten die Bauern das Vieh nur noch zum Schein auf den Markt, denn die Kaufverhandlungen (mit den Augsburgern) seien bereits haimlich in Dörffern, an den Ställen zum Abschluss gebracht worden“. Dabei handelte es sich sicherlich auch um Rindvieh aus der Umgebung. 1570 lag in München die Zahl der jährlich geschlachteten ungarischen Ochsen bei nur 1750.

Zurück zum Ochsenzug: Für die Wegstrecke von Wien nach Süddeutschland benötigten die Tiere etwa vier Wochen. Die Ochsenherden folgten gras- und wasserreichen Niederungen, damit immer genügend Tränke und Futter zur Verfügung stand. Im Durchschnitt schaffte man 20 bis 30 Kilometer pro Tag. Die Hajduken mussten für Ruheplätze sorgen, das Vieh vor Räubern und wilden Tieren schützen, Salz für die Rinder beschaffen, außerdem Nahrung und bei Bedarf auch Kleidung für sich selbst. Hin und wieder wurden auf geeigneten Weiden längere Ruhepausen eingelegt, wo die Tiere Gelegenheit zum Fressen bekamen, um das durch den Marsch verloren gegangene Gewicht wieder zuzulegen. Solche Mastplätze gab es beispielsweise auch am Ende der langen Reise vor den Toren Augsburgs auf der Meringer Au.

Eine Route des Trecks verlief von Wien aus südlich der Donau über Enns und Linz nach Schärding, wo die Tiere die Furt durch den Inn überqueren mussten. Für die Ochsen war das immer mit einem Risiko verbunden, wobei der Inn damals breiter, aber weniger tief war als heute. Überall an den Triebwegen wurden Zölle und Abgaben fällig. Beispielsweise in Niederpöring in der Nähe von Plattling. Dort musste für die Herden, die von Schärding aus in Richtung Westen unterwegs wa-

Tausende Ochsen kamen einst auf den Augsburger Markt. Unten die Steinskulptur am Nürnberger Ochsenportal.

FOTOS: SUSTB AUGSBURG, GRAPH 17/6, BLATT 10, RALPH SCHWEINFURTH

Entlang des Altbaierischen Oxenwegs (in alter Schreibweise) erinnern Meilensteine an die historische Handelsroute. Im Wittelsbacher Land wird dieser Weg auch ins Tourismuskonzept eingebunden. FOTOS: LANDRATSAMT AICHACH-FRIEDBERG, SZPHOTO

ren, bei der Isarbrücke Brückenzoll entrichtet werden. Aus den damaligen Amtsrechnungen weiß man, dass im Jahr 1588 insgesamt 6529 Ochsen, die für Augsburg bestimmt waren, vorbeikamen. Von Niederpöring aus verlief die Route weiter über Straubing, Neustadt, Schrobenhausen und durch das heutige Wittelsbacher Land (über den Altbairischen Oxenweg) nach Augsburg. Ein alternativer Triebweg ging weiter südlich direkt von Schärding über Landshut nach Freising und von dort durch das Dachauer Land (über den Dachauer Oxenweg) schließlich weiter nach Augsburg. Eine andere Route führte von Wien nördlich der Donau über das Mühlviertel und den Bayerischen Wald durch die Talfurche des Schwarzen Regens entlang nach Nürnberg.

Allerorten erinnern Straßen- und Flurnamen an die Ochsenzüge vergangener Tage. Nicht selten findet man in Kirchen entlang der Handelsrouten Votivbilder mit Ochsendarstellungen oder bronzene Votivfiguren in Form kleiner langhorniger Ochsen. Und auch in der Nürnberger Altstadt ist an der Fleischbrücke mit dem Ochsenportal, einer lebensgroßen Ochsenstatue mit langen Hörnern, dem Handel mit ungarischen Steppenrindern ein Denkmal gesetzt.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts begann sich der ungarische Viehexport mehr und mehr auf Wien und die Habsburgischen Lande auszurichten, sodass zwar Wien gut mit Ochsenfleisch versorgt blieb, aber mit der Zeit immer weniger ungarische Ochsen nach Süddeutschland gelangten.

SEUCHEN VERMEIDEN. Auch aufkommende Seuchen bremsten den Ochsenhandel. Ein Ratsprotokoll von 1747 aus Schrobenhausen spiegelt die Angst wider, dass durchziehende Ochsen Viehseuchen einschleppen könnten. Man ordnete an, den Acker, auf dem die Tiere genächtigt hatten, umzupflügen und kein einheimisches Vieh darauf zu lassen. Immer wieder brachte man die ungarischen Ochsenherden mit damals grassierenden Rinderseuchen wie der Rinderpest oder der Maul- und Klauenseuche in Verbindung. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde eine berittene Seuchenpolizei eingerichtet, die erkrankte Tiere vor allem im Grenzbereich nach Österreich aufspüren sollte. „Alles durchs Land gehende Vieh, vorzüglich das ungarische und polnische Schlachtviehe, werde nicht allein vor seinem Eintritt in das Land, an der Gränze wenigst zweymal 24 Stunden angehalten, und die nöthige obrigkeitliche Gesundheitspässe, von den Treibern abbegehret“, bemerkte Professor Anton Will, Leiter der neu gegründeten Thier-Arzney-Schule in München im Jahr 1799. Beim geringsten Verdacht müsse das Vieh „wenigst 9 Tage unter obrigkeitlicher Aufsicht ganz entfernt, von aller Gemeinschaft mit dießländischen Vieh, dort so belassen werden“, bis es weiterziehen durfte.

Dem guten Ruf des ungarischen Ochsenfleisches tat dies keinen Abbruch. Dennoch war damals bereits die große Zeit der ungarischen Ochsen als lebendige Handelsware vorbei. Ab beginnendem 19. Jahrhundert besann man sich in Bayern auf die einheimischen Rinderrassen, die man mithilfe züchterischer Maßnahmen, geänderter Haltung und Fütterung zu verbessern suchte. Auch die Essgewohnheiten änderten sich. Wenn überhaupt noch Rindfleisch auf den Tellern landete, so stammte dies nicht mehr von weit gereisten ungarischen Ochsen, sondern von bayerischem Rindvieh aus der Umgebung. *Petra Raschke*

Service

Empfehlenswert ist das von Ágnes Silló-Menzel verfasste und vom Wittelsbacher Land e.V. Aichach herausgegebene E-Book *Der europäische Oxenweg damals und heute. Ein historischer Reiseführer*, abrufbar als pdf-Datei unter *www.oxenweg.net*

Legendärer Durchblick

Erinnerungen einer Studentin an Wilhelm Conrad Röntgen, der vor 125 Jahren in Würzburg die X-Strahlen entdeckte

Vor 175 Jahren wurde Wilhelm Conrad Röntgen geboren. Im Alter von 50 Jahren legte er den Grundstein für seine weltweite Berühmtheit: Am 8. November 1895 experimentierte er in einem Laboratorium der Universität Würzburg und entdeckte dabei die X-Strahlen, wie er sie nannte – im Englischen heißen sie bis heute x-rays. Noch vor Ende desselben Jahres veröffentlichte Röntgen die Untersuchungen in seinem Artikel „Über eine neue Art von Strahlen". Während dieser Forschungen entstand ein Foto, das die Hand seiner Frau Bertha mitsamt ihren Ringen zeigt – es avancierte zu einer Ikone der Wissenschaft. Es stand für den Beginn eines gänzlich neuen Zweigs der Medizin: der Radiologie. Wilhelm Conrad Röntgen erhielt 1901 für seine Forschungen den ersten Nobelpreis für Physik. Heute sind die Röntgenstrahlen aus der medizinischen Diagnostik nicht mehr wegzudenken.

Anlässlich der 125. Wiederkehr der Entdeckung wollte Würzburg, die Stadt, in der Röntgen zwölf Jahre lang wirkte, ihren wohl berühmtesten Wissenschaftler mit einer Reihe von Veranstaltungen ehren; wegen Einschränkungen im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie können diese nicht im geplanten Umfang durchgeführt werden, übergangen wird das Jubiläum aber nicht.

Röntgen machte eine Aufnahme von der beringten Hand seiner Gattin – das Motiv wurde bald ikonografisch und veranlasste zu Nachahmungen: Unter anderem ließen George und Mary, das Herzogspaar von York und spätere Königspaar Großbritanniens, 1896 ihre Hände dergleichen durchleuchtet ablichten. FOTO: SZPHOTO

SCHWÄRMENDE STUDENTIN. Es war ein Fund, irgendwann um 1980 auf einem Münchner Flohmarkt, vielleicht auch auf der Auer Dult: das Tagebuch einer einstigen Medizinstudentin, in dem sie nicht etwa wissenschaftliche Erkenntnisse festgehalten hat, sondern – neben anderem – ihre ganz persönlichen Erinnerungen an den von ihr hochverehrten Physiker Wilhelm Conrad Röntgen. Die Tagebuchschreiberin las im Februar 1923 in der Zeitung, dass ihr einstiger Lehrer am 10. Februar gestorben sei. „Wie ich auf das Lager zurücksank und die Augen schloss, um über dies Ereignis nachzusinnen, tauchten Bilder aus meiner Studentenzeit auf, die nun seit einigen Jahren hinter mir lag, Bilder aus Friedenszeiten und Kriegsjahren. Als kleines Mädchen hatte ich verwundert gelauscht, wie der Vater von neu entdeckten Strahlen, welche die Körper durchdringen und ihr Inneres durchleuchten, erzählte. Und dann war ich auf der Universität als Medizinstudentin! ‚Wo belegen sie Physik?' höre ich eine Kollegin neben mir sagen, als wir vor den großen Hörsälen der Alma Mater standen, vor denen sich die jungen und älteren Bürger und Bürgerinnen des akademischen Standes drängten. Ich gedachte Naturwissenschaften gründlicher zu nehmen, als das sonst bei Medizinern der Fall war, und so wollte ich Röntgens Kolleg, dessen Vorträge für wissenschaftliche geübtere Geister berechnet galten, für ein späteres Semester aufsparen. Ich ging also zu Graetz, dessen Buch über Elektrizität mir der Vater schon auf dem Gymnasium in die Hand gedrückt hatte."

Ida Mayscheider, wohnhaft in der Landsberger Straße 164 in München, hatte die Naturwissenschaften gewissermaßen mit der Muttermilch

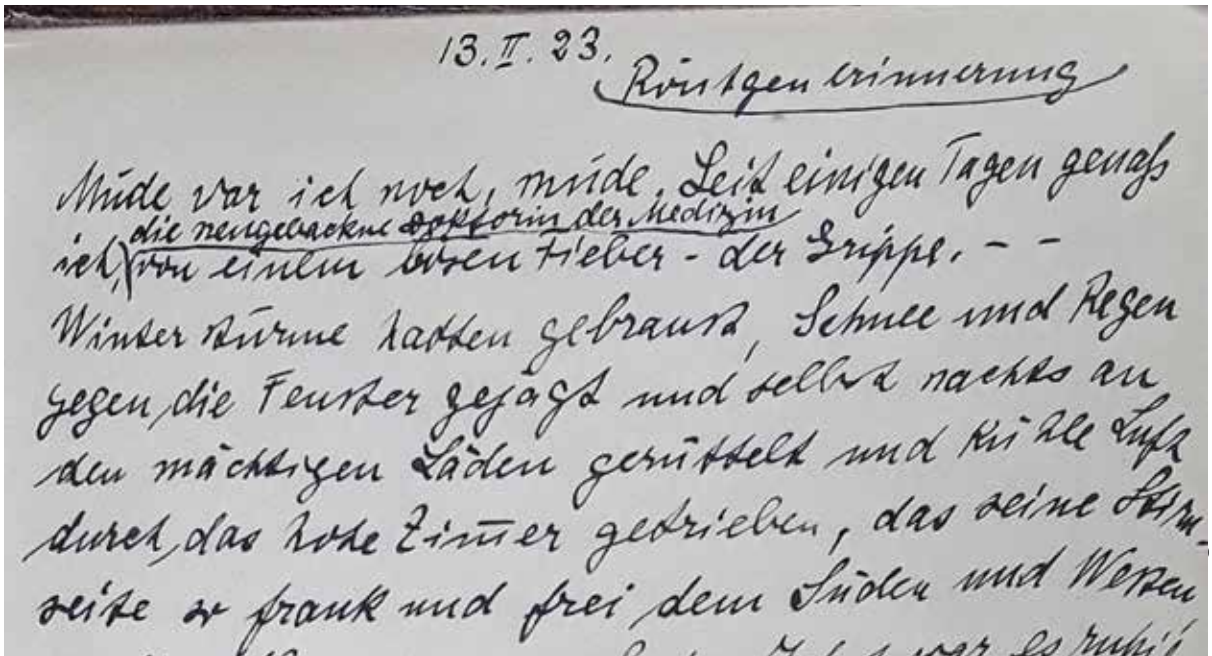
aufgesogen. Ihr Vater, Regierungsrat Friedrich Mayscheider, hatte an der Technischen Universität München Mechanik studiert und danach die Position des Vorstehers der Königlichen Maschinen-Inspektion in München inne (nach dem Ersten Weltkrieg Oberregierungsrat bei der Eisenbahndirektion). Der Vater hatte auf den Werdegang Idas großen Einfluss, nicht nur, weil er ihr das seinerzeitige Standardwerk der Elektrotechnik zu lesen gab: „Die Elektrizität und ihre Anwendung zur Beleuchtung, Kraftübertragung, Telephonie und Telegraphie: für weitere Kreise dargestellt", verfasst von Leo Graetz (1856 bis 1941), einem Münchner Professor, der 1881 an der Ludwig-Maximilians-Universität habilitierte und 1893 dort zum außerordentlichen Professor avancierte. Nach der Berufung Röntgens nach München war das Arbeitsfeld von Graetz jedoch stark eingeschränkt.

Ida war eine der gar nicht so wenigen Medizinstudentinnen, die vor dem Ersten Weltkrieg ihr Studium in München begannen und kurz nach dem Krieg mit Promotion beendeten. Während ihres Studiums besuchte Ida ihre Studienfreundin Gertrud in Würzburg: „… ‚Jetzt müssen wir noch zum physikalischen Institut', ließ sie sich soeben vernehmen. Endlich standen wir auf einer breiten Straße, die auf einer Seite mit dicht belaubten Bäumen bestanden war. Sie spiegelten sich in hohen Fenstern eines länglichen, grauen, schmucklosen Baus. Indem mich Gertrud sanft weiterzog, erklärte sie: ‚Da war euer Röntgen früher!' Und auf der Tafel zwischen den Fensterreihen konnte ich jetzt lesen: ‚Hier entdeckte Röntgen die nach ihm benannten Strahlen'." Am zehnten Jahrestag der Entdeckung hatten seine Kollegen ihm zu Ehren diese Marmortafel angebracht. Sie ist dort heute noch zu sehen. Röntgen jedoch war bereits im Jahr 1900 dem Ruf an das wesentlich größere Physikalische Institut der Ludwig-Maximilians-Universität gefolgt. Und dort begegnete Ida Mayscheider ihrem Idol Wilhelm Conrad Röntgen auch persönlich, was ihr allerdings erst gelang, als sich durch die Einberufung vieler Kommilitonen zum Kriegsdienst die Reihen in den Hörsälen gelichtet hatten.

STRENGER PRÜFER. „Das Physicum rückte näher. Als medizinisches Kücken begab ich mich deshalb eines schönen Herbstnachmittages an die Universität, wo man der medizinischen Vorprüfung in den naturwissenschaftlichen Fächern zuhören durfte. Die Zimmer waren so dicht von Studenten erfüllt, dass kaum eine Nadel fallen konnte. Inmitten dieses Zimmers saßen an langen Tischen die Professoren und walteten ihres Amtes. Röntgen war als strenger Examinator bekannt. Ich wollte ihn hier sehen; aber es war ganz unmöglich.

Ein anderes Bild! Der Krieg war gekommen. Die Hörsäle waren bedeutend geleert und ‚die Damen' stellten einen größeren Prozentsatz der Zuhörer dar. So war es leicht, bei Röntgen einen Platz in den vorderen Bänken zu erhalten. Ich war sehr gespannt auf den Anblick des bedeutenden Menschen! Wie oft habe ich dann die schlanke, hohe Gestalt in grauem Anzug lehrend und unterweisend gesehen! Er sprach sehr leise, sah nur hie und da auf die Zuhörer und erschien äusserlich sehr ruhig; doch man verstand, wenn man rasche Bewegungen der Hände, des Kopfes, der ganzen Gestalt nicht übersah, wie ihn der Gegenstand innerlich belebte."

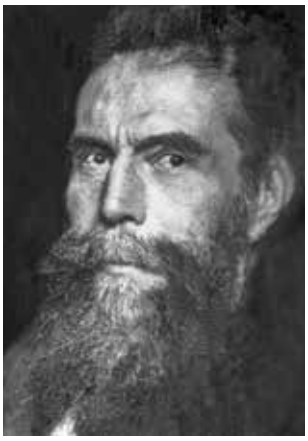
KEIN REDNER VOR VIELEN ZUHÖRERN. Die junge Medizinstudentin Ida schwärmte richtiggehend für den großen Physiker: „Ich vermisste auch nie den gütigen Zug in seinem Wesen, der den sehr abstrakten Ausführungen eine dem lauschenden Schüler angenehme, beruhigende Stimmung als Hintergrund bot. Sein Vortrag war äußerlich schmucklos. Er sprach ganz frei. Sehr exakt und sorgfältig ausgewählt kamen mir seine Experi-


13. II. 23. Röntgenerinnerung

Müde war ich noch, müde. Seit einigen Tagen genaß ich, die neugebackne Doktorin der Medizin von einem bösen Fieber - der Grippe. - -
Winterstürme hatten gebraust, Schnee und Regen gegen die Fenster gejagt und selbst nachts an den mächtigen Läden gerüttelt und kühle Luft durch das hohe Zimmer getrieben, das seine Stirnseite so frank und frei dem Süden und Westen

Ausschnitt aus dem Tagebuch von Ida Mayscheider mit Erinnerungen an Wilhelm Conrad Röntgen. FOTO: CORNELIA OELWEIN

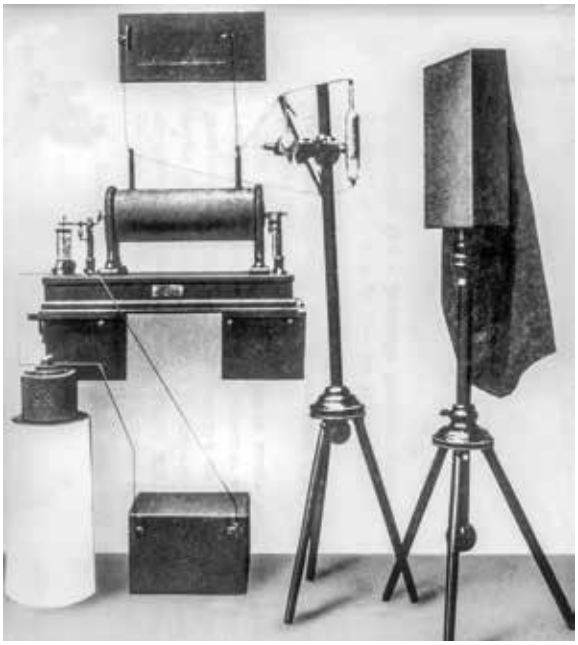
In der Röntgen-Gedächtnisstätte der Universität Würzburg ist das Entdeckungslabor mit dem originalen Schreibtisch des Physikers zu sehen, darauf auch seine Pfeife. FOTOS: DPA/DANIEL KARMANN/DAVID EBENER



mente vor. Er legte sie dann auch oft noch nach dem Kolleg mit sichtbarem Vergnügen aus und beantwortete aufmerksam und freundlich alle Fragen, die seinen Schülern etwa auf dem Herzen lagen. Röntgen war entschieden kein Redner für einen großen Zuhörerkreis. Aber gerade dies gefiel mir gut. Er schien sich auch, wenigstens so lange ich ihn hörte, nicht sonderlich viel aus dieser Tatsache zu machen. Leichten Schrittes und mit freundlichem Lächeln trat er vor seine Zuhörer."

Über aller Schwärmerei vergaß Ida nicht ihr Studium: „Das physikalische Praktikum machte mir besonders Freude, denn schon auf dem Gymnasium war Physik eines meiner Lieblingsfächer gewesen. Öfters im Semester kam auch Röntgen in den weiten Saal mit den vielen Tischen und Apparaten, an denen sich eifrige ‚Physikbeflissene' redlich mühten. Einmal traf er mich gerade an der Wheatstoneschen Brücke [einer Messeinrichtung zur Messung von elektrischen Widerständen, die 1883 erfunden und nach dem britischen Physiker Sir Charles Wheatstone benannt worden war] beschäftigt; begütigend half er mir und zeigte mir Verschiedenes. Ich war ganz beglückt, es war eine Art Belohnung, wenn er herkam, denn nicht jedesmal besuchte er jeden. An einem schönen Sommermorgen versuchte ich mich mit dem Abbeeschen [!] Apparat [benannt nach dem Physiker Ernst Karl Abbe (1840-1905), der zusammen mit Carl Zeiss und Otto Schott die Grundlagen der modernen Optik schuf und viele optische Instrumente entwickelte] zu befreunden. Ganz unvermutet erschien er, war besonders freundlich, zeigte mir dies und jenes, sprach von Abbe und verlangte schließlich mein Kursheft, wo er das Prisma und den Strahlenverlauf in demselben hineinzeichnete. Wie ich mich geehrt und beglückt fühlte! Sorgfältig verwahre ich dies Büchlein wie eine Reliquie!"

Ida beobachtete ihren Lehrer sehr genau: „Röntgens äußere Erscheinung war äußerst einfach und schmucklos, doch lag in den Bewegungen seines Kopfes immer Würde und innrer Stolz. Das Spiel seiner schmalen, langen, blassen Hände, die oft den Masstab der auf dem Tische lag, hielten, war ausdrucksvoll und belebte sein äusseres Wesen. Eine schmale, goldene Uhrkette bildete den



Eine Röntgenanlage aus dem Jahre 1896 der Firma Siemens, wenige Monate nach Entdeckung der Röntgenstrahlen durch Wilhelm Conrad Röntgen konstruiert. Der Leuchtschirm (in der oberen Fotografie rechts) und die Röntgenröhre (Mitte) sind jeweils an verstellbaren Stativen befestigt. Die untere Fotografie zeigt den Nachbau einer Röntgenröhre von 1896. FOTOS: DPA/DANIEL KARMANN

einzigen Schmuck. An ihr hing immer ein kleines goldenes Schlüsselchen und ich konnte mir nicht versagen darüber allerhand träumerische Vermutungen zu hegen, etwa dass dies Schlüsselchen ein Fach öffne, worin die ersten Veröffentlichungen zu seinen x-Strahlen oder neue, noch nicht bekannte Untersuchungsergebnisse darüber oder allerhand Reliquien, die irgendwie damit zusammenhingen verborgen lägen!

Sein Kopf war schon deshalb auffallend für mich, weil fast alle unsre Medizinprofessoren nur ein kleines Bärtchen auf der Oberlippe trugen, Röntgen hierin aber eine Ausnahme machte [indem er einen Vollbart trug]. Er hatte ein längliches Gesicht, in dem die buschigen und – seit ich ihn kannte – grau melierten Augenbrauen besonders hervortraten. Darunter lagen, tief eingesenkt, dunkelgraue Augen, die scharf und unerbittlich – im Gespräch aber auch oft gütig und mild hinter der Brille hervorsahen. Es waren große, runde Zeissbrillengläser mit dunkler Hornfassung und feinen, weißlichen Metallarmen, die ich nicht umhin konnte als Platinbügel anzusehen.

Eine leicht gebogene, kräftige nicht zu lange Nase gab dem Gesicht etwas Ideales. Der männliche Ausdruck wurde – im Sinne alter Geschmacksrichtung – verstärkt durch den schönen gepflegten Vollbart, der das hagere Gesicht einrahmte und leicht lockig und stark meliert fast bis zur Uhrkette herabreichte. Die Stirne bog schräg nach hinten zurück, was den männlichen Ausdruck verstärkte und dem Kopf etwas Eigensinnig-Imponierendes gab. Die Stirn war eher schmal und hoch und von vielen Querfalten gefurcht. Meliertes, leicht lockiges Haar, das gerade aufstand umgab sie. Der Kopf war nicht besonders lang und sah von rückwärts eher hoch und schmal aus. Die Ohren waren groß und wohlgebildet.

Imponierend wirkte seine Gestalt und sein Wesen, wenn er im Gespräch mit andern Professoren in Fakultätsangelegenheiten, als Senior, befragt wurde, wie ich das einmal zufällig beobachtete. Auf der Straße oder in der Tram, wo ich ihn einmal sah mit schwarzem Tuchmantel, der einen eigenen bis über die Ellenbogen reichenden Kragen zeigte, weißem Halstuch, großrandigem, schwarzen, weichen Filzhut sah er besonders majestätisch aus. Mit großer Würde schritt er unter den andern Professoren im Festgewande der Fakultät einher, wenn er bei Festlichkeiten der Universität in der großen Aula erschien."

VILLA IM OBERLAND. Doch auch außerhalb der Universität ist die Medizinstudentin ihrem verehrten Lehrer begegnet, oder besser gesagt, sie hat ihn zumindest von der Ferne gesehen: „Öfters im Jahre reisten meine Eltern und ich über Weilheim ins Gebirge oder ins Alpenvorland. Mein Vater hatte von den Weilheimer Beamten gehört, daß der ‚große Röntgen' dort eine Villa und Jagd besitze." Seit 1904 verfügte Röntgen über ein Landhaus am südlichen Ortsrand von Weilheim, in das er sich nach seiner Emeritierung 1920 weitgehend zurückzog. Die Röntgen-Villa wurde 1968 abgerissen.

„Hie und da nun sahen wir ihn, von weitem schon kenntlich an seiner hohen Gestalt und dem weichen großen Schlapphut, am Weilheimer Bahnhof. Rührend war es, wenn seine Frau bereits im Abteil saß, zu beobachten, wie er gemächlich dem Bahnhofautomaten von Caspar Bader – eine stillberühmte Einrichtung als ich noch Kind war –

Die Möglichkeiten der X-Strahlen inspirierten auch Karikaturisten – zum Beispiel zu einem Strandvergnügen, das eher an einen Totentanz erinnert. Unten das Röntgen-Denkmal in Würzburg von dem Metallbildhauer Norbert Kleinlein, hergestellt in der Kupferschmiede Heilmann, beide Volkach.

FOTOS: SZPHOTO, DPA/HEINZ BOGLER

zusteuerte und dort eine Schachtel Süssigkeiten für 10 Pf. erstand.

Das letzte Mal sah ich ihn, wie er mit seiner Frau in München aus dem Zug stieg. Sie war nur wenig kleiner wie er selbst, äußerst einfach aber gut gekleidet. Sie war gut genährt und gepflegt mit dicken Backen und melierten glatten Haaren, aber im ganzen schon sehr senilem Äußern. Leicht gebeugt und zitternd gehend, mit dem Kopf, den ein guter aber sehr altmodischer schwarzer Strohhut bedeckte, leicht wackelnd, hing sie an seinem Arm. Sie stellten in jungen Jahren offenbar ein stattliches, harmonisches Paar dar. Röntgen führte sie mit sichtlich fürsorglicher Liebe […]. Bei späteren Kollegbesuchen erfuhr ich, daß seine Frau schwer krank sei, daß er nächtelang an ihrem Krankenlager sitze und wache. Er sah im Kolleg oft sehr betrübt und müde aus und schien ganz erheblich gealtert. Nach einiger Zeit starb seine Frau. Wie ich hörte, hielt er dann bald keine Vorlesung mehr."

1872 hatte Röntgen Bertha Ludwig, die Tochter des Wirts seines Züricher Stammlokals „Zum Grünen Glas" geheiratet. Die Ehe blieb kinderlos, das Paar adoptierte später eine Nichte. Nach jahrelanger Krankheit starb Bertha am 31. Oktober 1919. Bis zum 1. April 1920 lehrte Röntgen noch an der Münchner Universität. Knapp drei Jahre später starb er am 10. Februar 1923 im Alter von 77 Jahren.

„Am Fastnachtsdienstag [13. Februar] ist er im Ostfriedhof von vielen berühmten Männern, darunter auch Medizinprofessoren zur letzten Ruhe geleitet und verbrannt worden." Seine Asche wurde schließlich am 10. November in Gießen neben dem Grab seiner Ehefrau und seiner Eltern beigesetzt. Seine Schülerin Ida Mayscheider blieb unverheiratet und wirkte jahrzehntelang als Praktische Ärztin. Ihre Praxis lässt sich bis in die 1960er-Jahre in München nachweisen.

Cornelia Oelwein

Service

Das Tagebuch der Ida Mayscheider entdeckte Cornelia Oelwein, es ist in ihrem Privatbesitz.

An der Universität Würzburg gibt es eine Röntgen-Gedächtnisstätte im ehemaligen Physikalischen Institut, Röntgenring 8, 97070 Würzburg. Heute nutzt die Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt das Haus.

Genialer Glücksgriff

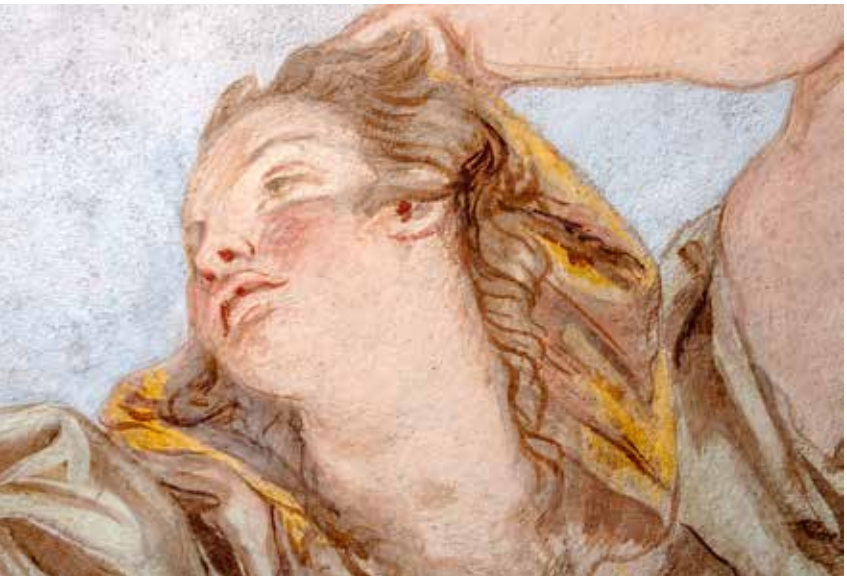
Innerhalb von drei Jahren schuf Tiepolo, der Meister barocker Freskomalerei, in der Würzburger Residenz ein hochpolitisches Bildprogramm

Vor 250 Jahren starb mit Giovanni Battista Tiepolo (1696 bis 1770) der wohl genialste Freskenmaler des Barock. In der Würzburger Residenz, für die vor 300 Jahren der Grundstein gelegt wurde, schuf er sein Meisterwerk, veredelte den wunderbar harmonischen Bau des Balthasar Neumann durch das größte frei tragende Deckenfresko der Welt (677 Quadratmeter) und vollbrachte zusammen mit der Ausmalung des prachtvollen Kaisersaals ein einmaliges Gesamtkunstwerk. Die Residenz ist zu Recht Unesco-Weltkulturerbe.

ARBEITEN FÜR MÜNSTERSCHWARZACH. Im Martin von Wagner Museum der Universität, beheimatet in der Würzburger Residenz, soll in diesem Herbst mit einer Ausstellung und einem Symposion dem Wirken Tiepolos von 1750 bis 1753 in der Stadt am Main gedacht werden. In jenen Jahren entstanden nicht nur die bewundernswerten Fresken, sondern auch herrliche Ölbilder: für die Abtei Münsterschwarzach *Die Anbetung der Könige* (heute in der Alten Pinakothek München), diverse historisch antikisierende, allegorisch bedeutsame Ölbilder wie *Coriolanus vor den Toren Roms* (Staatliche Eremitage, St. Petersburg) und *Mucius Scaevola vor Porsenna* (Martin von Wagner Museum), beide mit der Thematik: Errettung aus bedrängter Lage durch persönlichen Mut. Die geschilderte Dramatik der Szenen wird belebt durch raffinierte Lichtführung auf den wichtigen Personen – der lebendige Ausdruck kann heute noch berühren. Virtuosität, innere Bewegung und Leichtigkeit sind auch die bestechenden Merkmale der beiden Altarblätter für die Würzburger Hofkirche mit der *Himmelfahrt Mariae* und dem *Engelsturz*.

Dass Tiepolo nach Franken kam, war ein ausgesprochener Glücksfall. Der Venezianer galt damals als teuerster Maler seiner Zeit. Der fränkische Fürstbischof Karl Philipp von Greiffenclau bewies mit der Verpflichtung des berühmten und allseits begehrten Tiepolo ausgesprochenen Kunstsinn. Er war der Großneffe des Residenzerbauers Johann Philipp Franz von Schönborn, der 1720 dank eines Geldsegens nach einem gewonnenen Unterschlagungsprozess den Bau eines repräsentativen Schlosses in der Stadt in Angriff nehmen konnte und dabei mit dem Architekten Balthasar Neumann einen absoluten Glücksgriff gelandet hatte. Aber durch Schönborns frühen Tod und nach dem Ableben seines jüngeren Bruders, der ebenfalls Franken vom Bischofsthron aus regierte, war die Innenausstattung der Residenz in wichtigen Bereichen nicht vorangekommen. Erst Greiffenclau nahm trotz immenser Kosten die Ausschmückung der Haupträume in Mitteltrakt, Gartensaal, Treppenhaus und Kaisersaal in Angriff. Zuerst beauftragte er

Als außergewöhnlicher Fürstensitz des Barock ist die Würzburger Residenz seit 1981 Unesco-Weltkulturerbe. Im Treppenhaus (linke Seite mit Darstellung der Geografie) haben Vater und Sohn Tiepolo ihre Porträts hinterlassen. FOTOS: BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG/ANTON BRANDL/ACHIM BUNZLRICH PFEUFFER



Ein Hauch subtiler Erotik umweht die Göttinnen und Götter des Treppenhausfreskos. Die Details zeigen (von oben) Aurora, Merkur und Diana-Luna.

FOTOS: BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG/ ACHIM BUNZ

den schwäbischen Rokokokünstler Johannes Zick mit der Deckenbemalung der Sala terrena. Doch das Ergebnis, die schwer wirkenden, etwas dunkel gehaltenen, auch mit einigen anatomischen Fehlern behafteten Figurenkompositionen gefielen dem Fürstbischof wohl nicht so ganz. Etwas Exquisiteres musste her, am besten aus Italien, für den „haupt Saal", den späteren Kaisersaal.

Begonnen hatte mit der Stuckierung des Raums schon 1749 der hervorragende Antonio Bossi, und für die Ausmalung der Ovalkuppel und die Felder der Süd- und Nordwand, das Dekor in den Stichkappen und die figurative Belebung über dem Gesims holte sich der Fürstbischof den eigentlich unbekannten Giuseppe Visconti aus Mailand. Allerdings geriet er bei ihm an einen Hochstapler, der nur den Vorschuss kassierte und nichts vollbrachte: Er wurde im März 1750 fortgejagt, seine untauglichen Malversuche wurden samt Putz abgeschlagen. Nach dieser Blamage musste – koste es, was es wolle – das Allerbeste her.

ÜPPIGES HONORAR. Der Würzburger Kaufmann Mehling nahm in Venedig im Mai 1750 Kontakt zu Tiepolo auf: Dieser „sollte seinen Nahmen und Kunst in Teutschland ebenmäßig verewigen" und „sich anhero auf Wirtzburg begeben". Äußerst großzügige Reisekosten, ein ansehnlicher Vorschuss, freie Kost und Logis, die Begleichung aller Materialkosten und sogar das vorgeschlagene Malprogramm, die Darstellung „historisch" bedeutsamer Szenen für das Herzogtum Franken innerhalb des schon vorhandenen Architekturplans sowie die Akzeptanz möglicher Freiheiten des Künstlers in der Ausführung fanden die Zustimmung Tiepolos. Nicht zuletzt wird ihn das üppige Honorar beflügelt haben: 10 000 Rheinische Gulden, nochmals 5000 für das Treppenhaus – heute würde man von einem Millionenbetrag sprechen.

So trafen der 54-jährige Giovanni Battista Tiepolo und seine Söhne, der 23-jährige Giovanni Domenico und der 14-jährige Lorenzo zusammen mit einem Diener am 12. Dezember 1750 in Würzburg ein. Vater Tiepolo war auf der Höhe seiner Meisterschaft. Er war der Sohn eines Schiffsunternehmers, ausgebildet von Gregorio Lazzarini (der auch schon für die Grafen von Schönborn gearbeitet hatte), und wurde bald bewundert als der neue Paolo Veronese, sein berühmtes Vorbild. Zudem galt er als der schnellste Freskomaler. Denn beim Malen auf dem feuchten Kalkputz (al fresco) kam es auf Geschwindigkeit an, zudem auf ein untrügliches Gespür für die Wirkung der Farben ebenso wie auf sichere Genauigkeit in der Darstellung: Nach dem Trocknen präsentierte sich das Ausgeführte nämlich doch anders als auf nassem Grund.

Orientiert an weiteren Künstlern seiner Zeit, an Bencovich und Piazetta, technisch äußerst ver-

Im Treppenhausfresko hat Tiepolo die vier Kontinente Afrika, Asien, Amerika und Europa allegorisch dargestellt. Hier Europa – quasi als Höhepunkt der Kultiviertheit, geradezu strahlend überthront vom Bildnis des Fürstbischofs von Greiffenclau.

FOTO: BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG/ACHIM BUNZ

siert auch in der Ölmalerei, bekam er schon als junges Talent große Aufträge für Freskenzyklen: so im erzbischöflichen Palast in Udine, in der Scalzi und Gesuati Kirche in Venedig, in den Palazzi Archinto, Dugnani und Clerici in Mailand und in anderen venezianischen Palästen. Vor allem verschönerte er herrliche Villen in der Umgebung von Vicenza: Er malte die heute sehr schön restaurierte Villa Loschi Zileri bei Biron aus, ebenso die Villa Cordellina Lombardi bei Montecchio Maggiore. Gerade Letztere weist viele Parallelen in der allegorischen und historischen Bildlichkeit zu den Fresken in Würzburg auf.

TIEPOLO IM SCHAFFENSRAUSCH. Dass Greiffenclau diesen Maler mit einem fürstlichen Honorar engagieren konnte, dass Tiepolo mit seinen Söhnen bis zum 8. November 1753 in Würzburg kreativ tätig war, nach seinem eigentlichen Auftrag, dem Kaisersaal, auch noch das Treppenhaus ausmalte, scheint ein einmaliger Glücksfall. Und Tiepolo schuf noch mehr: Da man in den Wintermonaten keinen feuchten Putz auftragen und darauf mit nassen Farben al fresco malen konnte, beschäftigten sich die Tiepolos künstlerisch auch anderweitig. Es entstanden Ölbilder, Zeichnungen, Tuscheskizzen und die zwei Altarblätter für die Hofkirche, zwei Ölgemälde des Vaters Tiepolo nach literarischen Themen von Torquato Tasso (*Rinaldo und Armida)*, zwei zu alttestamentarischen Themen (*Esther und Ahasverus* und *David und Abigail*) sowie das mythologische Bild *Tod des Hyazinth*.

Tiepolo war äußerst fleißig und muss während seines Aufenthalts in Würzburg in einem wahren Schaffensrausch gewesen sein – Zeit für Faschingsfeste blieb ihm dennoch. Aus seiner Würzburger Zeit sind etwa 100 Handzeichnungen von ihm erhalten. Sie begleiteten den Entstehungsprozess der Fresken im Kaisersaal als lockere Kompositionsstudien, auf weißem Papier mit Feder, Lavierpinsel und brauner Tusche ausgeführt, oder als Detailstudien auf blauem Papier, auf das Tiepolo mit Rötelstift zeichnete und mit Weißhöhungen die plastische Wirkung hervorhob. Den Abschluss des Findungsprozesses bildete meist eine Ölskizze. Doch all diese waren nur ungefähre Gedankenskizzen.

Bei den eigentlichen Vorarbeiten zum Treppenhausfresko musste Tiepolo allein wegen dessen

Die Raumzier des Kaisersaals ist hochpolitisch. Die Vermählung von Kaiser Barbarossa mit Beatrix von Burgund (oben) hält allegorisch die Eingliederung Burgunds ins Reich fest. In diesem Fall kniet der Kaiser vor dem Bischof – anders beim unteren Freskoausschnitt: Dieser zeigt Bischof Herold kniend vor Barbarossa, der ihn belehnt – ein überaus wichtiger Akt für die Würzburger Fürstbischöfe, wurden damit doch ihre Privilegien bestätigt. Der Bildausschnitt in der Mitte zeigt den Gestus des Lehenseides.

. FOTOS: BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG/ACHIM BUNZ

Größe sorgfältiger und geplanter vorgehen als bei den kleinformatigeren Bildern. Für seinen Auftraggeber fertigte er selbstverständlich eine ungefähre Ölskizze an. Dann aber waren exakte Berechnungen anzustellen: für die Arbeiten auf dem Gerüst, wie die Figuren aus einer Entfernung von 10 bis 20 Metern aussehen sollten, er musste die riesige Fläche einteilen in 218 „Tagwerke“, also in Bildabschnitte. Er erstellte einen Gesamtplan nach Tagesleistungen. Für diese trug er Vorzeichnungen auf Kartons auf, welche im feuchten Untergrund befestigt wurden; sodann wurden diese durchgepaust oder durchgeritzt, wahrscheinlich von „Quadratur-Gesellen“, also Gehilfen. Danach aber musste sofort gemalt werden; es konnte auch korrigiert werden. Nicht alles wurde ins „Feuchte“, also auf den nassen Putz aufgetragen. Tiepolo malte auch „al secco“: mit pastosen Kalkfarben oder bei Details mit Pigmenten aufs Trockene.

FORM- UND FARBHARMONIE. Was heute immer wieder beim Hinaufschreiten auf der dreizügigen „Stiege“ des Balthasar Neumann mit dem grandiosen Deckengemälde des Tiepolo darüber fasziniert: Es ist die perfekte harmonische Einbindung in die aufstrebende Architektur, sozusagen ein Auftakt, ein Versprechen der kommenden Wunder. Vor allem beim Kaisersaal, dem wichtigsten Repräsentationsraum des Schlosses, ist eine geniale Synthese gelungen mit der Raumschale, der Lichtführung, der dahinschäumenden, golden akzentuierten Stuckdekoration Bossis und vor allem den gemalten Elementen und Bildern. Eine Form- und Farbharmonie.

Die leicht auf Wolken schwebenden, hellen, grünlichen Tugendallegorien in den vergoldeten Stichkappen der Wölbung scheinen nach oben zu schweben, lenken durch die Lichtführung den Blick nach oben auf das Deckengemälde mit dem Mittelfresko. Auf diesem fährt der jugendlich schwungvolle Apollo auf seinem Sonnenwagen, gezogen von temperamentvollen Schimmeln, die Grafschaft Burgund als Braut ihrem Bräutigam zu, der Personifikation des Heiligen Römischen Reiches, zu dessen Füßen sich wohl eine personifizierte Figur Frankens gelagert hat, begleitet von einem hübschen Knaben.

Nicht alles lässt sich eindeutig bestimmen. Die weiß gekleidete Frau könnte als Verkörperung der christlichen Religion interpretiert werden. Weitere mythologische Anspielungen auf antike Gottheiten, wie Venus oder den Hochzeitsgott Hymen, sowie niedliche Putten, also Amouretten, begleiten den bewegten Hochzeitszug an einem lichten, heiteren Himmel. Als ein gewisses Pendant befinden sich über dem Hauptsims dinglich fassbare Figuren von Höflingen oder Landsknechten in acht Nebenszenen; sie ragen geradezu „gegenständlich“

durch plastisch ausgeformte Füße, Instrumente oder Waffen wie auf Stufen in den Raum hinein. Und sie leiten hin zu den beiden wichtigen Fresken auf der Süd- beziehungsweise Nordseite: zur Hochzeit von Kaiser Friedrich Barbarossa mit Beatrix von Burgund, die 1156 in Würzburg stattgefunden hatte, und zur Belehnung Bischof Herolds mit dem Herzogtum Franken auf dem Reichstag zu Würzburg 1168. In beiden Gemälden trägt der Bischof die Gesichtszüge Greiffenclaus.

Das gesamte Bildprogramm des Kaisersaals wies hin auf die Treue zum „Genius imperii", dem habsburgischen Kaisertum, und auf das Vertrauen, dass der Kaiser weiterhin die drohende Säkularisation vom fürstbischöflichen Herzogtum abwende.

WIE EIN ZEREMONIELLER GANG. Nicht verkneifen konnte sich Tiepolo ein paar Hinweise zu seinem Vorbild Veronese: So sehen Zuschauer hinter einer Balustrade von einer Musikempore inmitten barocker Architektur auf das feierliche Geschehen, auf die Hochzeit, herab, und vor dem Belehnungsfresko thront ein großer, fast naturalistisch anmutender Hund. Beide Wandfresken scheinen sich unter plastisch gestalteten Goldbrokatvorhängen dem Betrachter zu öffnen. Während die so bedeutungsvollen, 1751 fertiggestellten Fresken den engen Bezug des Fürstbistums zum Reich in prachtvoll erzählender Schilderung thematisieren, weitet sich das Sujet im Treppenhausfresko global, ja in die Welt hinaus. Wer die grandiose Treppe des Balthasar Neumann hinaufschreitet, erfasst nacheinander die verschiedenen Erdteile und Zonen von Tiepolos riesigem Deckenbild; er vollführt sozusagen einen zeremoniellen Gang in die Bereiche der Macht eines absolutistischen Herrschers der Barockzeit.

Der Besucher blickt zuerst auf den fernen Weltteil Amerika, personifiziert als Frau mit – was man sich damals so vorstellte – indianischer Federkrone und auf einem furchterregenden Alligator sitzend, umrahmt von allerlei „primitiven", orientalisch-grotesken Phantasiegestalten.

Der Kaisersaal der Würzburger Residenz ist ein außerordentliches Raumkunstwerk mit den Fresken von Tiepolo und dem Stuck von Antonio Bossi. Oben eine Gesamtansicht des Deckenfreskos – auf der linken Seite Details daraus.
FOTOS: BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG/ACHIM BUNZ/WOLF-CHRISTIAN VON DER MÜLBE

Flussgott aus dem Deckenfresko des Kaisersaals.
FOTO: BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG/ACHIM BUNZ

Auf der rechten Seite wird der Betrachter konfrontiert mit dem Erdteil Afrika, gekennzeichnet von einer negroiden weiblichen Allegorie, die auf einem Dromedar thront und von lebhaft Handel treibenden Leuten umgeben ist.

Die Personifikation Asiens auf der linken Seite, in blauem Gewand auf einem Elefanten sitzend, erinnert durch Obelisk und Steintafel daran, dass in diesem Erdteil die Schrift erfunden wurde und man dort kulturbewandert war.

Der Blick in den „Himmel" an der Decke mit Apoll im Strahlenkranz inmitten lichter Wolken bereitet den Besucher darauf vor, dass er sich zur „Sonne Frankens" begibt. Denn vom Umkehrpodest der dreiteiligen Stiege aus nähert er sich dem wichtigsten Erdteil: Europa. Dort wird das Medaillon mit dem Bildnis des Fürstbischofs emporgetragen von zwei Tugenden: von der Fama, die mit einer Posaune den Ruhm des Greiffenclau verkündet, und von Hermes, der das Bild zu Apoll bringt, wobei die Personifikation der Güte wohlwollend das Medaillon des Regenten betrachtet. Europa wird an dieser Südwand als Erdteil der höchsten Zivilisationsstufe geschildert. Dazu dienen deutliche Hinweise auf die Kultur, die Mythologie und lebende Künstler. Die Figur der Europa liegt auf einem Stier, der Sage nach ist das ihr Verführer Zeus. Hinter ihr ragt unfertige, aber repräsentative Architektur auf. Umgeben wird Europa von einer illustren Gesellschaft: Links im Eck hat sich Tiepolo selbst verewigt, hinter ihm schaut wohl sein Sohn Domenico hervor. Auch eine Musikergruppe ist zu entdecken. Vorne lagert in Obristenuniform und auf einer Kanone der Baumeister der Residenz, Balthasar Neumann; ein Windhund beschnuppert ihn. Hinter ihm schaut sich der exzellente Stukkateur und Bildhauer des Schlosses, Antonio Bossi, gerade um.

RAUMKUNST FÜR ALLE SINNE. Diese weltumspannende Selbstdarstellung eines fränkischen Regenten soll im Treppenhaus imponieren, überraschen, alle Sinne erfassen. Wenn sich das Auge davon etwas erholt hat, gelangt der Besucher nach dem ruhigeren Weißen Saal in den Kaisersaal und wird umfangen von der Huldigung an die Treue zum Reich – es ist der Höhepunkt dieser Inszenierung, die Tiepolo so genial ins Bild gesetzt hat. Der Künstler bietet mit seiner virtuosen, leichten, lockeren, in sich bewegten, mit vielen Überschneidungen arbeitenden und sich immer wieder verdichtenden, lichtdurchfluteten Malerei einen unübertrefflichen visuellen Reiz.

Tiepolo stand in Würzburg im Zenit seiner Kunst. Das wird im Vergleich mit späteren Werken deutlich. Zwar schuf er mit der Ausmalung der Villa Valmarana 1757 zusammen mit seinem Sohn Domenico noch ein Meisterwerk, aber als er 1762 mit seinen Söhnen an den Hof von Madrid wechselte, verflachte sein Malstil. Schließlich war er nicht mehr „in Mode". In Madrid starb er 1770.

Renate Freyeisen

Digitalisierte Fotoschätze der Schlösserverwaltung

Zwar nur im Kleinformat, dafür in Hülle und Fülle und mit vielen – auch stimmungsvollen – Detailaufnahmen zeigt die Bayerische Schlösserverwaltung ihren reichen Fotoschatz zur Würzburger Residenz (wie auch zu den anderen von ihr betreuten Objekten). Die Katalogblätter zum digitalisierten Bestand der Fotoabteilung sind im pdf-Format herunterzuladen unter: *https://www.schloesser.bayern.de/deutsch/service/fotoarch/fotoarch.htm*

Tiepolo-Hommage im Museum

Kopf eines Orientalen (Detail, 1750/53).

Vom 31. Oktober 2020 bis 31. Januar 2021 wird sich das Martin von Wagner Museum der Universität Würzburg der Kunst Giovanni Battista Tiepolos und seiner Würzburg-Werkstatt widmen. Tiepolo stellt für Würzburg einen Identitätsmarker ersten Ranges dar. Auf die dort verbrachten Schaffensjahre wird sich die Ausstellung *Tiepolo – Eine Würzburger Hommage* konzentrieren. In gut 100 Exponaten werden auch meisterliche Gemälde zu sehen sein, die während seiner Zeit im Dienst der Fürstbischöfe entstanden sind. Aber da seine berühmten Fresken gleich nebenan erlebt werden können – das Museum befindet sich in der Würzburger Residenz – , sollen hier vor allem Zeichnungen einen nahsichtigen Blick auf den Künstler gewähren. Die zahlreichen, teilweise noch nie ausgestellten Blätter stammen nicht von Tiepolo allein, sondern auch von seinen Söhnen Giandomenico und Lorenzo sowie von dem lokalen Maler Georg Anton Urlaub, den der Meister vielleicht schon aus Venedig mitgebracht hat. Auf diese Weise wird das praktische Zusammenspiel innerhalb der Würzburger Tiepolo-Werkstatt erkundet.

Begleitend organisiert das Universitätsmuseum ein internationales Symposium, das vom 5. bis 8. November unter dem Titel *G. B. Tiepolo: Illusion und Irritation* in der Residenz stattfinden wird.

Information: *www.martinvonwagner-museum.com*

Zwei Ölgemälde von Giovanni Battista Tiepolo im Martin von Wagner Museum: Oben *Coriolanus und die Frauen Roms* (1750/53), unten *Mucius Scaevola vor König Porsenna (*1750/53).

ALLE FOTOS AUF DIESER SEITE: MARTIN VON WAGNER MUSEUM/ BIRGIT WÖRZ

Das Martin von Wagner Museum lenkt den Blick auf Skizzenblätter Tiepolos. Oben *Apoll und Hyazinth,* eine Studie für das gleichnamige Gemälde (Bister laviert über Rötel, 1752/53), unten *Die Heilige Familie bei der Rast auf der Flucht nach Ägypten* (Bister laviert über schwarzer Kreide, 1750/53).

Das Schmuckstück

Die Landesausstellung befördert Unbekanntes zutage: Ortsansichten aus dem Antiquarium auf Aluminiumplatten

Mit dem Antiquarium in der Münchner Residenz schuf Herzog Albrecht V. von Bayern wohl den bedeutendsten profanen Renaissancebau auf deutschem Boden. Der beeindruckende Saal von gewaltigen Ausmaßen war als Sammlungsraum für Antiken gedacht. Ende des 16. Jahrhunderts führte jedoch sein Nachfolger Herzog Wilhelm V. (regiert 1579 bis 1597) das von Besuchern als „Schatzhaus des Altertums" gerühmte Antiquarium im Rahmen seiner Residenzumgestaltung einer neuen Nutzung zu: Von da an diente es als repräsentativer Bankettsaal.

Ab 1584 erhielt das Gewölbe mit seinen über 1000 Quadratmetern eine überreiche Bemalung. Allgemein bekannt geworden sind die Veduten bayerischer Städte, Märkte, Burgen und Schlösser, umrankt von Grotesken nach Florentiner Vorbild. Im März 1583 hatte Herzog Wilhelm seinen herzoglichen Pfleger anordnen lassen, innerhalb von zwei Wochen Zeichnungen einer Reihe von bayerischen Städten zu liefern. Doch die Ausbeute war mager. Ein Jahr später ging deshalb der herzogliche Hofmaler Hans Donauer d. Ä. (um 1521 bis 1596) selbst auf Reisen durch das Land, um einheitliche Ansichten zu erhalten. Bei der Gesamtzahl von 102 Veduten, die aufgrund Donauers Notizen angefertigt wurden, ist es nicht verwunderlich, dass sich die Arbeiten in die Länge zogen. Erst nach dem Tod Donauers im Frühjahr 1596 wurden die Wandgemälde durch Bartholomäus Reitter vollendet.

Beim großen Angriff auf die Residenz im April 1944 blieb auch das Antiquarium nicht verschont: Fünf der insgesamt zwölf Gewölbeachsen stürzten ein, und da die darüberliegenden Räume gänzlich ausgebrannt waren, blieben die erhaltenen Teile des Antiquariums lange Zeit ungeschützt Wind und Wetter ausgesetzt. Die unmittelbar auf die Putzschicht aufgetragenen Malereien erlitten starke Schäden. Allein die Darstellung von zwölf Städten galt als total verloren; die übrigen verfielen mehr und mehr. Aus diesem Grund entschloss man sich zur Herstellung von Kopien von insgesamt 34 Städteansichten auf leichten Aluminiumplatten. Dies bot dem in der NS-Zeit gegründeten Doerner-Institut der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen die Gelegenheit zu einer ersten Profilierung in der Nachkriegszeit. Der Leiter der maltechnischen Abteilung, Heinrich Neufang (1897 bis 1956), legte bereits wenige Monate nach Kriegsende einen Arbeitsplan zur „Rekonstruktion nach Bildern aus dem Antiquarium der Residenz zu München, Anwendung der im Institut zu diesem Zweck hergestellten Farbpigmente nach alten Rezepturen und Auswertung der Erfahrungen von Eloxal als Bildträger" vor (29. November 1945). Doch letzten Endes kamen die in den Jahren 1945 bis 1955 entstandenen Kopien nicht zum Einsatz. Bis zum 800. Gründungsjubiläum Münchens 1958 wurde die Gewölbemalerei inklusive der Städtebilder vor Ort unter Leitung von Fritz Haeberlein, einem früheren Kollegen Neufangs, nach dessen Vorlagen und historischen Fotografien originalgetreu erneuert beziehungsweise restauriert.

In der Bayerischen Landesausstellung 2020 werden nun erstmals 14 der allgemein unbekannten Aluminiumbilder präsentiert: Die Ansichten von Abensberg, Aichach, Deggendorf, Dingolfing, Grafenau, Landau, München, Neuötting, Rain, Reichenhall, Schärding, Vilshofen, Weilheim und Wemding zeigen Hauptorte des Herzogtums Bayern präzise im Zustand des späten 16. Jahrhunderts und gelten somit als bedeutendes Zeugnis der jeweiligen Stadt- und der Landesgeschichte.

Cornelia Oelwein

Die Bayerische Landesausstellung *Stadt befreit. Wittelsbacher Gründerstädte*. ist in Aichach und Friedberg bis 8. November 2020 zu sehen. *www.hdbg.de*